

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

2. Jahrgang 1898/99.

Heft 4: Juli 1898.

Chodowieckis Werther-Bilder.

Von

Professor Dr. Georg Witkowski in Leipzig.



Als im Herbst 1774 Goethes „Werther“ erschien, hatte Daniel Chodowiecki sich bereits die Stellung des grössten deutschen Illustrators seiner Zeit errungen. Zwar waren seine ersten Leistungen auf diesem Gebiete, die zwölf Kupfer zu „Minna von Barnhelm“, erst fünf Jahre zuvor erschienen; aber diese feinen, weichen und doch so charakteristischen Bildchen hatten sogleich die Augen der Kunstverständigen und zumal der Verleger auf sich gelenkt, die für den damals fast unentbehrlich scheinenden Schmuck ihrer Bücher und Almanache nach neuen geeigneten Kräften eifrig Umschau hielten. So häuften sich bald die Aufträge, und der Meister verlieh zahlreichen Dichtungen und wissenschaftlichen Werken durch seine Titelblätter, Vignetten und Illustrationen erhöhten Reiz und erhöhte Anziehungskraft.

Der Verleger des „Werther“, Christian Friedrich Weygand in Leipzig, glaubte solche Hilfsmittel entbehren zu können. Bei den früher in seinem Verlage erschienenen goethischen Werken „Götter, Helden und Wieland“ und „Clavigo“ hatte er sich begnügt, die Titel mit zwei alten, nichtssagenden Holzschnitten auszustatten; jetzt beim „Werther“ bediente er sich ebenfalls nur einer kleinen Verlagsvignette, die ebensowenig wie die früheren irgendwie zu dem

Inhalt des Buches in Beziehung stand. Als sich dann der grosse ungeahnte Erfolg einstellte, als gleich im zweiten Jahre sieben Nachdrucke erschienen, da meinte auch Weygand, ein übriges thun zu sollen und versah die Titelblätter der zweiten achten Auflage von 1775 mit zwei süsslichen Medaillons, deren Gegenstand dem Roman entnommen war. Der ungenannte Künstler dürfte dem Stile nach Meil oder einer seiner Schüler sein.

Auch die Flut von Nachahmungen, Gegenschriften, Parodien und Gedichten, die unmittelbar auf das Erscheinen des „Werther“ folgte, bietet in künstlerischer Beziehung sehr geringe Ausbeute. Nur ein bemerkenswertes Erzeugnis bildender Kunst ist dadurch hervorgerufen worden, die Vignette Chodowieckis zu Nicolais Schrift „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.“ Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1775. (Abb. 1.)

In diesem kleinen Pamphlet bäumt sich der philiströse Verstand des „selbstklugen“ Jahrhunderts gegen die brausende Leidenschaft der neuen Generation auf, die seine sorgsam aufgeführten Dämme durchbrechen und das behagliche, wohlgeordnete Dasein, das er hinter ihnen führt, vernichten will. Die Gewalt der Bewegung verkennend, glaubt Nicolai mit Spott ihrer Herr werden zu können. Die Sprache

Freuden
des
jungen Werthers
Leiden und Freuden
Werthers des Mannes.



Voran und zuletzt ein Gespräch.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai.
1775.

Abb. 1.

Titel von Nicolais „Freuden des jungen Werthers“.

der Genies mit ihrem Streben nach Wiedergabe der natürlichen Redeweise parodiert er übertreibend in dem Gespräch am Anfang, dann zeigt er, wie Werther mit einer ganz geringen Veränderung hätte glücklich werden können. Er lässt im zweiten Teil des Romans Albert mit Lotte nicht verheiratet, sondern nur verlobt sein; Albert erfährt bei seiner Rückkehr von dem letzten Gespräch Werthers mit Lotte, erkennt, dass ihre Liebe gegenseitig ist, und schickt Werther, als der Knabe mit dem Zettelchen kommt, die Pistolen wie im Roman, nur dass er sie vorher mit Hühnerblut ladet. Als der Selbstmörder, der sich schon verloren wähnt, dies durch Albert erfährt, springt er auf, umarmt Albert und mag es kaum glauben, dass der Freund so grossmütig gegen ihn handeln könne. Aber noch mehr. Albert verzichtet, nach wenigen Monaten wird Werthers

und Lottens Hochzeit vollzogen, und „nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohnes die Lösung unaussprechlicher Freude“.

Das Kind wird durch eine kranke Amme tödlich vergiftet und steckt auch Lotte an, die mit Mühe dem Tode entrinnt. Werther verliert sein Vermögen, muss ein Amt annehmen, ist oft missmutig und viel vom Hause abwesend. Lotte schmollt deshalb mit ihm und lässt sich von einem der neuen Genies den Hof machen. Schliesslich scheiden sie sich von Tisch und Bett, Lotte kehrt zu ihrem Vater zurück, und beide sind tief unglücklich.

Albert hört davon, redet beiden ins Gewissen, bringt sie zur Vernunft und vereinigt sie wieder. „Albert holte Werther auf den Jagdhof, der alte Amtmann hiess Werthern kurz und lang, Lotte weinte und entschuldigte ihn. Werther umarmte Lotten, und sie reisten völlig versöhnt zurück.“

Diese Scene hat Chodowiecki in seiner reizenden Vignette dargestellt. Deutlich und doch nicht aufdringlich deutet er durch die Gewehre, den Hirschkopf und das Horn an der Wand, den Jagdhund unter dem Tische das Lokal an, in lebendigster Haltung zeichnet er die vier Gestalten, unter denen besonders der alte behäbige Amtmann in seinem Erstaunen und seinem Zorn gegen Werther äusserst glücklich charakterisiert ist.

Man meint, es der warmen, liebevollen Ausführung des Bildchens anzumerken, dass der Künstler mit ganzem Herzen bei seiner Aufgabe war und völlig mit dem Verfasser und seiner Tendenz übereinstimmte. Freilich hatte Goethe Recht, wenn er gegen Nicolais Parodie die zornigen Worte (von noch schlimmeren zu schweigen) richtete:

Mag jener dünnkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er wills dem Wasser verweisen.
Was schiebt mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Die hellauflodernde Leidenschaft, die grenzenlose Verzweiflung, die gefühlsselige Schwärmerei Werthers war durch Welten von dem verständigen, bürgerlich soliden Berlinertum getrennt. Ein behagliches, streng an die geltenden Moralbegriffe gebundenes Familienleben herrschte hier, der Verstand führte das Scepter, und ihm



Daniel Chodowiecki. Nach dem Ölbild von Anton Graff.

ordnete sich auch die Kunst unter, als deren Hauptvertreter ein Nicolai und Chodowiecki galten. Wo die Leidenschaft sich unvernünftig geberden wollte, da war sogleich der Spott ihr zur Seite, um ihre gefahrdrohenden Wirkungen aufzuheben und sie in ihre Schranken zurückzuweisen.

Aber daneben forderten auch die Bedürfnisse des Gemüts ihre Befriedigung, und die Berliner verschlossen sich keineswegs der Empfindsamkeit, die damals allenthalben regierte. Sanfte Rührung, mitleidige Thränen bei unverschuldetem Unglück liess man sich gern ent-

locken, und gerade Nicolai hatte in einem vielgelesenen Roman, seinem „Sebaldus Nothanker“, kurz zuvor ein Muster dieser Art geboten, das durch eine reiche Anzahl von Stichen Chodowieckis seinen völlig entsprechenden Schmuck erhielt. Auch der „Werther“ fand in Berlin zahlreiche gerührte Leser, und ein späterer Schriftsteller leitete in seinen „Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preussischen Staaten“ (Altenburg 1799 I, S. 600) das dort vorhandene Übermaß an Empfindsamkeit geradezu von der Einwirkung des goethischen Romans ab.

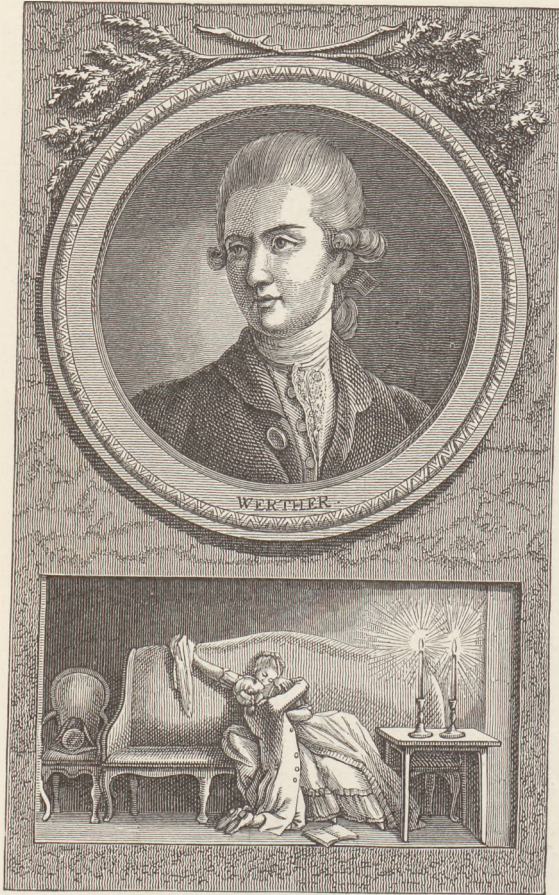


Abb. 2.
Titelkupfer zum „Werther“, Berlin, Himburg 1775.

Diese starke Wirkung konnte dem aufmerksamen Auge Chodowieckis nicht entgehen. Hielt er doch andauernd eifrige Umschau nach den Erscheinungen am litterarischen Himmel, die durch ihre Beliebtheit seiner nie rastenden Nadel lohnende Beschäftigung verhießen, und die Aufforderungen der Verleger an ihn bezogen sich naturgemäss gerade auf solche Werke, die als die am meisten gelesenen den höchsten Gewinn erhoffen liessen.

Durch den „Werther“ war Goethe, der schon seit dem „Götz von Berlichingen“ eine führende Stellung unter den deutschen Dichtern behauptete, mit einem Schlage zum ersten unter ihnen, zu einer europäischen Berühmtheit geworden. Kein Wunder, dass ein unternehmender Buchhändler, der Berliner Christian Friedrich Himburg, sogleich auf den Gedanken kam, die Schriften des jungen Autors, ohne ihn erst um seine Erlaubnis anzugehen, zu sammeln und in einer gefälligen, mit guten Kupfern geschmückten

Ausgabe dem Publikum vorzulegen. Als ersten Band liess er 1775 den „Werther“ erscheinen. Die beiden Titelblätter und das letzte Bild, Werther auf dem Totenbette darstellend, hatte Chodowiecki gezeichnet und Berger gestochen. Die ersteren stellten in graziöser Komposition Lottes und Werthers Porträt im Medaillon dar, das ihrige von Blumen, das seine von Baumzweigen umkränzt. An eine beabsichtigte Porträtähnlichkeit mit den historischen Vorbildern der Gestalten ist gewiss nicht zu denken. Zwar weist Lottes Porträt, wie Könnecke bemerkt hat, mit dem Bilde der Lotte Buff gemeinsame Züge auf; aber Werther hat gar nichts von dem jungen Jerusalem erhalten. Unterhalb der Rundbilder sind zwei Szenen des Romans in der Art von Basreliefs wiedergegeben. Unter Lottes Bild der Moment, als Werther sie zum Balle abholt und sie, den Geschwistern Brot schneidend, findet, jener Vorgang, der später durch Wilhelm von Kaulbachs liebens-



Abb. 3
Titelkupfer zum „Werther“, 2. Aufl., Berlin, Himburg 1777.

würdige Darstellung so populär geworden ist, und unter Werthers Porträt das letzte Beisammensein der Liebenden in leidenschaftlicher Umarmung, deren heisse Glut in dem Bilde trotz seiner Kleinheit zu hinreissendem Ausdruck gelangt (Abb. 2).

Während wir heute dem Helden des Romans höheres Interesse zuzuwenden pflegen als der einfachen, heiter ruhigen Gestalt Lottes, haben die Zeitgenossen vor allem an ihr Gefallengefunden und sich mit ihr beschäftigt. Aus diesem Grunde gab Himburg wohl auch von dem Blatte, dessen Medaillon Lottes Porträt darstellte, einzelne Abdrücke, das Stück zu acht Groschen, aus, und so nützte sich die Platte schneller ab als ihr Gegenstück. Für die zweite Auflage von 1777 wurde sie nachgestochen und der untere Teil durch eine neue Komposition Chodowieckis ausgefüllt (Abb. 3), für die er den Besuch beim Pfarrer von St. . . wählte. Wir sehen den gichtischen, halbtauben Alten, wie er die Geschichte der Nussbäume vor seinem Hause erzählt, Lotte „herzt seinen garstigen schmutzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters“, und Werther lauscht eifrig.

Auch diese Komposition blieb nicht die letzte, die das immer wieder aufgeätzte und retouchierte Medaillonbild Lottes begleitete. Dieses wies schliesslich kaum noch einen Schimmer des Reizes auf, den es in den ersten Abdrücken besessen hatte: alle feineren Details waren verschwunden, von der zarten Arbeit mit der kalten Nadel keine Spuren mehr zu entdecken, und unnatürlich schauten die

grossen schwarzen Augen aus dem leer und matt erscheinenden Gesicht hervor. Das war freilich kein Wunder; denn im Jahre 1778 musste der Stich auch zu einer Einzelausgabe des „Werther“ (trotz der fingierten Bezeichnung „Frankfurt und Leipzig“ bei Himburg erschienen) erhalten und dann noch in der dritten und letzten Ausgabe von Goethes Schriften 1779

(Abb. 7) seinen Dienst thun. Allerdings war nun wieder die unten angebrachte kleine Komposition völlig abgenutzt, und Chodowiecki lieferte eine dritte Beigabe zu Lottes Porträt, die an Vollendung die beiden früheren noch übertraf. Auch der Stecher Berger ging in ihrer Wiedergabe besser als zuvor auf die Manier des Meisters ein (Abb. 5). Wie sorgfältig Chodowiecki die reizende Darstellung der Scene, wie Lotte dem Diener Werthers die Pistolen reicht, vorbereitete, lehrt eine in grösserem Format ausgeführte Rötelstudie (Abb. 4), in der die Anmut der Haltung und die Natürlichkeit des Ausdrucks noch weit besser zur Geltung kommen.

Das Werthermedaillon hatte mit seinen kräftigeren Zügen und

der einfacheren Komposition des Sockelbildes den vielfachen Ansprüchen der vier Ausgaben, in denen es überall als Pendant zu Lottes Bild erschien, besser Stand gehalten. Jetzt aber, in dem letzten Druck von 1779, war es ebenfalls bis zur Unkenntlichkeit abgenutzt und allenthalben durch ungeschickte Auffrischungen entstellt. Es zeugte von geringer Gewissenhaftigkeit des Verlegers, dass er es so noch einmal dem Publikum darzubieten wagte. Nur für die



Abb. 4.
Rötelstudie (im Besitz der Frau Dr. Ewald in Berlin)
zu der Vignette Abb. 5.



Abb. 5.

Scenenbild aus „Werther“: Lotte dem Diener die Pistolen reichend; Titelkupfer zu Goethes Schriften, Berlin 1779.

begleitende Darstellung liess er von Berger eine neue Zeichnung Chodowieckis stechen, die reizvoll die Schlusscene des ersten Teils wiedergab (Abb. 6).

Himburg that ausserdem für diese Ausgabe noch ein übriges. In den früheren waren dem „Werther“ ausser den Titelkupfern drei Bilder beigegeben, von denen zwei von Krüger gezeichnet und von Berger gestochen waren. Nur für die letzte Illustration, Werther auf dem Totenbette (ebenfalls durch Berger reproduziert), hatte von Anfang an Chodowiecki die Vorlage geliefert. Ihre Auffassung war nicht sehr glücklich, da besonders die Gestalt des Helden infolge der durch die Anordnung gebotenen Verkürzung zu gedrungen erschien, sie wurde aber trotzdem in allen Himburgschen Drucken beibehalten. In der dritten Ausgabe der Schriften von 1779 traten nun noch an Stelle der beiden unbedeutenden Bilder Krügers solche von Chodowiecki, die aber leider durch den leipziger Stecher Geysler bei der Übertragung auf die Platte eine ungenügende Wiedergabe erfuhren. Das erste, Lottes Abschied von den Geschwistern darstellend, ist süsslich und durchaus konventionell, in dem zweiten hat Geysler offenbar die Karikaturen aus der adlichen



Abb. 6.

Scenenbild aus „Werther“: Lotte, Albert und Werther in der Laube; Titelkupfer zu Goethes Schriften, Berlin 1779.

Gesellschaft, die Werther eine so tiefe Kränkung zufügt, ins Grimassenhafte übertrieben (Abb. 8 und 9).

Es zeigte sich hier der Nachteil, der fast überall hervortrat, wo eine Vorlage des grossen Illustrators einem seiner minderbegabten Kunstgenossen in die Hände fiel. Mochten sie auch noch so sehr sich bestreben, getreulich seine Absichten auszudrücken, das mangelnde Können und die einmal eingewurzelte eigene Manier liessen die Absichten des Meisters nur zu unvollkommener Wirkung gelangen. Schon deshalb werden also, abgesehen von ihrem weit höheren künstlerischen Wert, diejenigen Bilder Chodowieckis zu Goethes Roman, bei denen keine fremde Hand die Vermittlung übernahm, uns



Abb. 7.
Medaillonbild Lottes
aus dem Titelkupfer zu Goethes Schriften,
Berlin 1779.

über sein Verhältnis zu der Dichtung und seine Auffassung derselben allein eine wirklich zuverlässige Auskunft geben können. In diesem Sinne sprach schon die Vignette zu Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ zu uns, noch mehr können wir es den beiden Vignetten entnehmen, die der Künstler zu der französischen Übersetzung Deyverduns, die 1776 in Maestricht erschien, zeichnete und radierte. Die erste von ihnen zählt mit Recht zu den geschätztesten Blättern des Meisters. Sie stellt dieselbe Scene dar, die er schon für Himburgs erste Ausgabe zu Lottes Medaillon gezeichnet hatte. Aber wie hoch steht diese zweite Komposition über der ersten! Das Puppenhafte in Lottes Erscheinung ist einem lebenswürdigen Ausdruck gewichen, der hereintretende Werther erscheint schlanker, seine Haltung freier, die Raumverteilung, insbesondere die Anordnung der sechs Kinder ist

weit geschickter, von der höheren technischen Vollendung und der feineren Durcharbeitung des Details ganz zu schweigen.

Eine besondere Stellung nimmt die zweite Vignette der Übersetzung ein. Sie stellt Werthers Zimmer dar und giebt in allen Einzelheiten gewissenhaft Goethes Beschreibung wieder. Im Bette sieht man durch die zugezogenen Gardinen die Hand des Toten, an der Wand hängt Lottes Silhouette, auf dem Schreibtisch liegen aufgeschlagen Lessings „Emilia Galotti“ und der Abschiedsbrief an die Geliebte, daneben eine der Pistolen. Ausser dieser Darstellung kennen wir noch zwei Skizzen dazu, die beide den Gegenstand in abweichender Auffassung behandeln. Die eine, kleinere, zeigt die Gestalt des Toten dadurch, dass die eine Gardine des Himmelbettes in die Höhe genommen ist, vollständiger, und auf dem Boden liegt die Pistole, mit der die unglückselige That geschehen ist; die zweite (Abb. 10)



Abb. 8.
Kupfer zum „Werther“ aus Goethes Schriften,
Berlin 1779.



Abb. 9.
Kupfer zum „Werther“ aus Goethes Schriften,
Berlin 1779.

lässt den Fuss Werthers sehen und deutet durch den vor dem Bette stehenden Sarg das Geschehene an. Jede der drei Kompositionen ist in Bezug auf Anordnung und Auffassung des Raumes von den andern völlig verschieden; alle drei beweisen, wie gewissenhaft der Meister seine Aufgabe behandelt hat und mit welchem richtigen Takte er schliesslich in der Ausführung nur das Milieu, in dem die That vor sich ging, auf den Beschauer wirken liess, indem die Gestalt des Helden bis auf eine leise Andeutung völlig verschwand.

In ähnlicher, symbolisierender Weise ist ein technisch meisterhaftes Fächerblatt Chodowieckis in Federzeichnung und Tusche aus dem Jahre 1776 behandelt, dessen vordere Seite er mit drei Vignetten aus „Werthers Leiden“ schmückte (Abb. 11). Durch eine Umrahmung von Weidenzweigen wird die mittlere, die Lottens Flucht vor dem letzten leidenschaftlichen Ausbruch Werthers darstellt, von den beiden seitlichen

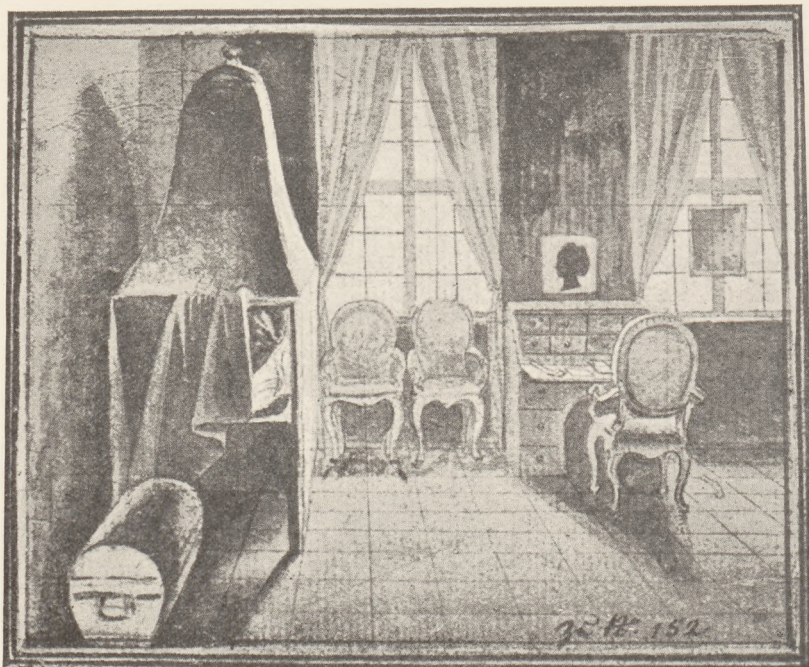


Abb. 10.

Skizze zu einer Titelvignette für die französische Übersetzung des „Werther“,
Maestricht 1776.

geschieden. Diese sind als Landschaften mit Staffage behandelt: links das Fällen der Nussbäume, unter denen die Liebenden einst gesessen hatten, und rechts die Begegnung mit dem Wahnsinnigen und seiner Mutter, von der

der Brief vom 30. November eine so erschütternde Schilderung giebt. Trotz der Kleinheit des Maßstabs sind die gebrochene Gestalt des Liebeskranken, die erklärende Haltung der Mutter und die ermutigende Werthers mit voller Schärfe ausgedrückt. Die entlaubten Weidenstämme und die nebelige Winterluft geben den

Zeit, unter ihnen auch unsern Meister.¹ Zu dem ersten Bande lieferte er eine Radierung, die jene Begegnung am Brunnen vor der Stadt (nicht zu Wahlheim, wie Engelmann angiebt) darstellt, die Werther in seinem Briefe vom



Abb. 12. Rückseite des Fächerentwurfs Abb. 11.

¹ Vergl. Jahrgang I dieser Zeitschrift S. 403 f.

passendsten Hintergrund zu der düstern Scene. Die Rückseite des Fächers ziert eine freie symbolische Komposition: Eulen, die über eine vom Blitz getroffene Eiche dahinfliegen (Abb. 12).

In späterer Zeit wurde Chodowiecki nur noch einmal veranlasst, aus dem goethischen Roman den Gegenstand einer künstlerischen Komposition zu entnehmen. Als Goethe endlich im Jahre 1786 sich entschloss, selbst (bei Göschen in Leipzig) eine Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten, berief der Verleger zu ihrer Ausschmückung eine Anzahl der ersten Künstler der

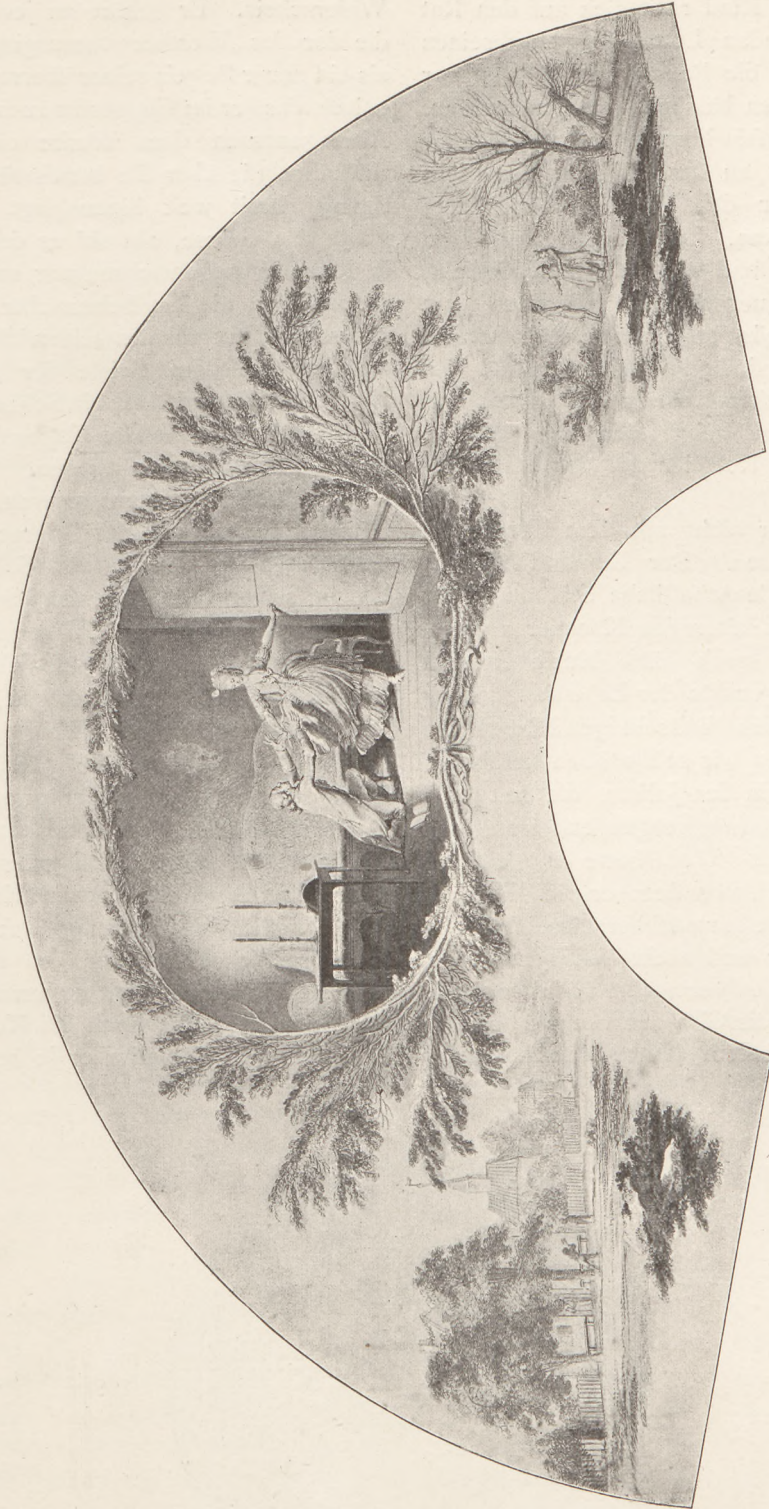


Abb. 11. Fächerentwurf mit Wertherscenen. (Im Besitz der Frau Professor Koner in Berlin.)

6. Julius beschreibt. Er hat das kleine Malchen geküsst, und das Kind reibt sich auf den Rat der unten stehenden Lotte eifrig mit seinen nassen Händchen die Backen, aus Furcht vor der Schmach, einen hässlichen Bart zu kriegen. Man wird nicht umhin können, diese Radierung als ganz verfehlt zu bezeichnen. Von dem rührenden Humor des Vorgangs ist nichts darin zu bemerken, Lotte steht steif und ausdruckslos da, und aus Werthers Gesicht, das durch den ungeschickt geformten Hut zum grössten Teile beschattet wird, spricht ebensowenig Empfindung. Nicht einmal das traditionelle Werther-Kostüm ist beobachtet, und schon hierin zeigt sich die geringe Sorgfalt, die der Künstler auf das Blatt verwandt hat.

Er ist offenbar nicht mit dem Herzen bei der Sache gewesen. Der Empfindungskreis Werthers, die leidenschaftliche Stimmung des Romans lag dem alternden Künstler zu fern, als dass er sich noch hätte hineinversetzen können; jener Gegensatz der Lebensauffassung Chodowieckis zu dem heissblütigen Ringen des jungen Goethe, den wir schon oben berührten, hatte sich sicher in den Jahren, die seit dem Erscheinen der Dichtung vergangen waren, noch beträchtlich vertieft. Wohl hatte er, gleich so vielen Zeitgenossen von dem ersten Eindruck überwältigt, unmittelbar nachher, einzelne Bilder in lebenswürdiger und nicht unangemessener Weise wiederzugeben vermocht; aber der Sturm der Leidenschaft, die Glut des Herzens, dessen Schlag wir aus jedem Worte der Dichtung

vernehmen, findet bei dem Künstler keinen Widerschein. Er gehört zu jener Generation, die der des „Werther“ vorausging, und es mag als ein neuer Beweis seiner überragenden Grösse gelten, dass er im Gegensatz zu fast allen seinen Altersgenossen dem Werke eine Teilnahme zuwandte, die über die berufsmässige Beschäftigung damit weit hinausging. Chodowiecki fühlte das Grosse, obwohl es den Traditionen, in denen er aufgewachsen war, und der Lebensanschauung, die ihn beherrschte, widersprach, und so leuchtet uns aus seinen Werther-Bildern, trotzdem sie vom Geiste der untergehenden Epoche erfüllt sind, doch ein Schimmer der neuen Sonne des anbrechenden Tages der klassischen deutschen Dichtung entgegen.

Wir dürfen es unserm grossen, liebenswerten Künstler nicht als Mangel anrechnen, dass er dem Fluge des goethischen Geistesaares nicht bis zu seiner höchsten Höhe zu folgen vermochte. Wie schwer die Vorurteile der moralisierenden und antikisierenden Aufklärungszeit auf ihren Söhnen lasteten, mögen uns die Worte des grössten unter ihnen, Lessings, lehren, der über den „Werther“ schrieb: „Glauben Sie wohl, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich *so* und *darum* das Leben genommen? Gewiss nicht. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!“



Die Bibliophilen.

I.

Eduard Grisebach.

Von

Fedor von Zobeltitz in Berlin.

Nach besuche gern Bücherauktionen, auch wenn ich einmal nicht zum Kaufen aufgelegt bin. Schon die Physiognomien der Anwesenden zu beobachten, gewährt einen gewissen Reiz. Da sind zunächst die berufsmässigen Vertreiber der Ware, die Antiquare. Aber nicht immer sind die Bücher für sie nur „Ware“ und ein Handelsartikel, den sie erwerben, um ihn möglichst schnell wieder mit Profit loszuschlagen. Ich kenne Antiquare, die sich nicht ohne eine gewisse Überwindung von ihren Schätzen zu trennen vermögen und die irgend eine Seltenheit lieber noch länger auf Lager behalten, ehe sie selbe in die Hände eines Käufers übergehen lassen, der vor dieser Rarität nur den Respekt des Geldwertes, aber nicht die liebende Hochachtung der Bibliophilen hat. Und gerade diese Leute habe ich besonders gern. Sie betreiben ihr Geschäft nicht lediglich kaufmännisch, sie bringen den wandernden Schätzen ihrer Repositorien ein Gefühl zärtlicher Neigung entgegen. Viele von ihnen sind auch selbst Sammler und die meisten ausgezeichnete Kenner, wie — um nur ein einziges Beispiel aus der Berliner Antiquariatswelt anzuführen — Albert Cohn, der sich seit langen Jahren lediglich mit dem Vertrieb von ausgesprochenen Seltenheiten befasst, ein Mann von hervorragendem Wissen, der sich speziell um die Inkunabel- und Shakespeareforschung grosse Verdienste erworben hat. . . Dann kommen die Privatsammler. Bei Auktionen von Gemälden, Kupferstichen u. dergl. m. sind die Versteigerungsorte gewöhnlich überfüllt — bei Bücherauktionen selten. In Frankreich und England ist das anders — bei uns sind die Bücherliebhaber noch immer zu zählen. Einen, den ich vor Jahren fast regelmässig auf den Auktionen traf, hat der Tod auch hinweggerafft: den alten Baron von Maltzahn, der zu einer Zeit, da er seine schöne Sammlung längst verkauft

hatte, noch immer mit Eifer die Versteigerungen besuchte und die Preise notierte.

Und auf einer solchen Auktion lernte ich vor längerer Zeit auch den Konsul Dr. *Eduard Grisebach* kennen; wir stellten uns einander vor, weil wir beide fanatisch um ein einziges vergilbtes Blatt kämpften, das jeder von uns besitzen wollte und das schliesslich keiner bekam: es wanderte nach Weimar in das Goethearchiv, dessen persönlich anwesender Leiter die Börse weiter öffnen konnte als wir. Grisebach hatte damals erst vor kurzem den Abschied aus dem Staatsdienst genommen und konnte nun für seine Bücherei einen ruhigen Standplatz suchen, nachdem er sie viele Jahre hindurch über Meere und Länder geschleppt hatte. Er liess sich in Berlin nieder.

¹ Das beigegefügte Bild stellt ihn dem Leser vor. Es ist vortrefflich. So sieht Grisebach aus: eine schlanke, vornehme Erscheinung mit feinem Gelehrtenkopf, hoher Stirn, lebhaften Augen und weichem Mund, der nur ungerne die Cigarette entbehrt. Biographisches kann ich nicht allzuviel über ihn berichten. Ich weiss nur, dass er am 9. Oktober 1845 in Göttingen geboren wurde, Jurisprudenz studierte und als Berufskonsul in Italien, im Orient und zuletzt an etwas entlegener Stelle, auf Haiti, thätig war. Wie aber der Verfasser der köstlichen *Tanhäuserlieder*, die seinen Namen weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt gemacht haben, zum *Bibliophilen* wurde, dass erzählt Grisebach selbst in einer so hübschen „auto-bibliographischen“ Plauderei (in Heft 11, Jahrgang XIV von „Vom Fels zum Meer“), dass ich es mir nicht versagen kann, einiges daraus hier wiederzugeben.

Ich kann den Zeitpunkt noch ziemlich genau bestimmen — so schreibt Grisebach — da bei mir die Bibliophilie erwachte, das heisst die Liebe zum Buche in *utraque forma*, als Geistesprodukt *und* in seiner körperlichen Erscheinung

als typographisches Kunstwerk, mit allem, was daran hängt, wie: erste Ausgabe, historischer Einband, Ex-Libris des Vorbesitzers etc. Es war im Februar 1871, als ich vom grünen Tisch des Berliner Kammergerichts zum Feldauditoriat nach Epinal kommandiert wurde. In den dienstfreien Stunden durch die Strassen der kleinen Vogesenstadt wandernd, sah ich an den Auslagefenstern eines Buchhändlers eine Reihe rotgebundener Kleinoktavbücher mit dem Aufdruck „Bibliothèque Elzévirienne“ und dem altberühmten Buchdruckerzeichen, der Sphäre. Es waren darunter die Werke François Villons, Antoine de la Sales „Quinze joyes de Mariage“, Lafontaines „Contes“, Scarrons Komödiantenroman. Diese Bände waren mit eigens gegossenen Charakteren gedruckt, den Typen der Elzeviers nachgebildet, sie waren mit Kopfleisten und Schlusstücken in Holzschnitt geziert, das Papier war mit der Hand geschöpftes Büttenpapier, der Einband schön gepresstes rotes Percaline, und der Buchbinder hatte die Bogen unbeschnitten lassen müssen. Der Herausgeber dieser Bibliothek war der Pariser Bibliophile Pierre Jannet, und im August 1853 hatte er die ersten neun Bände seines auch für Frankreich neuen Unternehmens erscheinen lassen. Die in Epinal erworbenen Bände seiner Elzevierbibliothek wurden seitdem meine Handbücher und erweckten mir die Sehnsucht, die Jannetsche Idee „in mein geliebtes Deutsch zu übertragen.“ In Deutschland wurden vor 25 Jahren die Bücher der schönen Litteratur in der Regel in der nüchternen Weise ausgestattet, wie sie z. B. die Campesche Ausgabe von Heines Werken zeigt; den höchsten Aufschwung bezeichnete die „Miniaturausgabe mit Goldschnitt“ mit dem konventionellen Stahlstich als Titelbild. Jede Erinnerung an die herrliche Bücherausstattung in der glorreichen Zeit der Wiegendrucke des XV. Jahrhunderts, an die mit Initialen, Holzschnitten, Kopfleisten und Schlussvignetten gezierten Bücher Albrecht Dürers und Hans Burgkmayrs war den Druckern und Buchhändlern, die damals den Markt beherrschten, entschwunden. Ich wusste damals freilich ebensowenig davon und nahm daher für meine eigenen bibliophilen Bestrebungen anfänglich nicht jene grössten Blütezeiten des deutschen Druckgewerbes zum Muster, sondern die allerdings immer noch köstliche Nachblüte vom

Ausgang des XVI. bis ins XVII. Jahrhundert, die Elzevierzeit, auf die ich durch Jannet gewiesen war. Und so veranstaltete ich, im April nach Berlin zurückgekehrt, alsbald die erste deutsche „Elzevierausgabe“ meines zwei Jahre vorher erschienenen Erstlingswerkes „Der neue Tanhäuser“. Ich wählte eine Antiqua-Kursivschrift, um die Typen denen meiner geliebten Elzeviere möglichst anzunähern; bei einem Holzschneider wurde eine Vignette bestellt, auf Büttenpapier, das damals überhaupt in Deutschland kaum zu haben war, wurde verzichtet, aber bei der Firma Flinsch ein möglichst festes gelbliches Kupferdruckpapier ausgesucht, das Format dem der Jannetschen Bibliothek genau angepasst etc. Ende Juni 1871 konnte das im Text um das Doppelte vermehrte Buch erscheinen, in grauem Umschlag, die Titelzeile rot, auf der Rückseite die eine Vignette. Lange dauerte die Freude an diesem ersten Ausstattungsversuche nicht: im Winter desselben Jahres fiel mir ein von Wilhelm Drugulin in Leipzig gedruckter Katalog in die Hände, der die echte Antiqua-Renaissance-schrift aufwies, dazu Zierinitialen, Kopfleisten und Schlusstücke. So musste mein Buch auch gedruckt werden, und zu Anfang 1872 kam es auch wirklich dazu, da die 600 Exemplare der zweiten Auflage nahezu vergriffen waren. Von der dritten Auflage an, die im Juni 1872 erschien, wurde das Buch nun bis zur zehnten Auflage (1877) einschliesslich bei W. Drugulin gedruckt; echtes holländisches Papier von der Firma Van Gelder kam hinzu, neue Vignetten in der Manier Aldegrevers wurden geschnitten — kurz, die Ausstattung konnte sich zuletzt mit derjenigen der Pariser „Bibliothèque Elzévirienne“ sehr wohl messen. Neben dem „Neuen Tanhäuser“ gingen dann aus derselben Druckerei, in gleicher Ausstattung, drei andre meiner Bücher hervor. 1873: „Die treulose Witwe, eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltlitteratur“, 1875: „Tanhäuser in Rom“, 1876: „Die deutsche Litteratur seit 1770“. Da die Antiquaschrift ihren schönen, gleichmässigen, einheitlichen Eindruck einbüsst, wenn die Substantiva durch Majuskeln hervorgehoben werden, so sind in allen diesen Ausgaben meiner Bücher die Hauptwörter mit Minuskeln gedruckt, wie dies von Jakob Grimm, freilich nicht aus ästhetischen Gründen, zuerst eingeführt

wurde. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre vollzog sich jedoch ein Umschwung im deutschen Druckgewerbe, indem jetzt die alte Schwabacher Schrift in neuen scharf geschnittenen Lettern aufkam, und gerade die Firma W. Drugulin war es, welche 1877 für Velhagen und Klasing Goethes Faust, als „Ausgabe der Kabinetsstücke“, in Schwabacher Schrift, mit Vignetten und Initialen, auf Büttenpapier druckte. Damit hob eine wirkliche Wiederbelebung des ersten Blütenalters des deutschen Buchdrucks an, denn wenn auch schon in jener Zeit in lateinischer Sprache geschriebene Werke wenigstens teilweise mit Antiqua gedruckt worden

sind, so sind doch die deutsch geschriebenen regelmässig mit sogenannten gotischen, das heisst deutschen Typen gedruckt. Dürer hat bekanntlich sowohl für die Antiqua wie für die deutsche Schrift ein mustergültiges Alphabet erfunden. Durch die Wiedereinführung der Schwabacher Typen und meine inzwischen gewachsene Bekanntschaft mit den deutschen Druckwerken des XV. und XVI. Jahrhunderts kam ich nun von meiner bisherigen Vorliebe für die Elzevierdrucke zurück, und so wurden 1880 und 1882 die elfte und zwölfte Auflage des „Neuen Tanhäuser“ ebenso wie die neuen Auflagen des „Tanhäuser in Rom“ mit Schwabacher Schrift und die Hauptwörter mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt. Denn bei dieser Schrift wird, wenigstens für mein Auge, die Schönheit des Seitenbildes durch den Wechsel von Majuskel und Minuskel nicht beeinträchtigt, während ich mich andererseits auch überzeugte, dass die den Hauptwörtern gegebene Majuskel im Deutschen ein wesentliches Hilfsmittel der raschen Verständlichkeit ist. Seit 1880 habe ich nie wieder ein Buch von mir mit Antiqua drucken lassen.

Die grösste Förderung erfuhr meine Bücherliebe durch meine Ernennung zum deutschen Konsul in Mailand. In den Jahren 1883 bis 1886, die ich in Italien zubrachte, habe ich meine freie Zeit dazu verwendet, meine Bibliothek zu bereichern, insbesondere gelangte ich hier erst zur Bekanntschaft mit der italienischen Renaissance-litteratur und ihrer bewunderungswürdigen Bücherausrüstung. Erste Ausgaben des Dante und Petrarca, des Hieronymus und andere Meisterdrucke von Mailand, Venedig, Florenz, Ferrara waren es denn, denen ich die Titelumrahmungen, Kopfleisten und Schlussstücke, sowie die Initialen entlehnte, mit denen die im Verlage von F. und P. Lehmann in Berlin 1885 erschienene Gross-



Eduard Grisebach

Nach einer Photographie des Pastellbildes von Max Liebermann.

quartausgabe (dreizehntes Tausend) des „Neuen Tanhäuser“ geschmückt ist. Die Ausgabe, die noch heute im Buchhandel zu haben ist, scheint den Kennern und Liebhabern nicht so bekannt geworden zu sein, wie sie es durch die illustrative Ausstattung, besonders aber durch die Mitarbeit Klingers und Liebermanns verdiente. Auch die Kleinoktavausgabe des „Neuen Tanhäuser“, von der das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Tausend 1888 und 1889 im selben Verlage wie die Grossquartausgabe erschienen, sind durch vorzüglich reizvolle Titelumrahmungen und Kopfleisten geschmückt, die ich nach dem in Mailand gefundenen seltenen Werkchen „Philippi Calandri de arithmetica opusculum. Firenze per L. da Morgiani et Giovanni TheDESCO de Maganza 1491“ reproduzieren liess. Dieselben sind auch in der siebzehnten Auflage (Verlag der „Union“ in Stuttgart) wiederholt, die rote Titelzeile dieser neuesten Ausgabe ist mit Dürers oben erwähntem Musteralphabet gedruckt.

Dastypographisch gelungenste meiner Bücher ist wohl die zweite Sammlung meiner Verdeutschungen chinesischer Novellen. Bei Drugulin gedruckt, auf einem von der Firma Gebr. Ebart in Berlin eigens angefertigten Büttenpapier, mit Doppeltitel in chinesischen Charaktern (die ich dem Pinsel des chinesischen Gesandten in St. Petersburg verdanke), mit Kopfleisten und Schlussvignetten, die sämtlich nach chinesischen Originalen in Holz geschnitten sind — ist der in Seidenfaserpapier geheftete Kleinoktavband wirklich eine Freude des Bibliophilen . . .



Man ersieht aus dem Vorstehenden, mit welcher Liebe Grisebach für die Ausstattung seiner eigenen Schöpfungen gesorgt hat. Nach Gewährung der von ihm aus Gesundheitsrück-sichten erbetenen Pensionierung beschäftigte er sich zunächst mit der Abfassung einer populären Schopenhauerausgabe und mit seiner prächtigen Hundertjahrausgabe der Gedichte Bürgers, die in schönem Äusseren und mit den Heliogravüren der alten Kupfer von Riepenhausen, Chodowiecki, Meil und Schellenberg bei Grote in Berlin erschien.

Grisebach hat den Katalog seiner interes-santen Büchersammlung zweimal veröffentlicht.

Zuerst unter dem Titel „*Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen*“ (Leipzig, W. Drugulin, 1894, 8°, 287 S. und Supplement) und das zweite Mal s. t. „*Weltlitteratur-Katalog eines Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen*“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1898. 8°. VIII und 341 S.). Dieser zweite Katalog ist insofern ein Auszug des ersten, als er von dessen sechzehn Abteilungen nur die erste bis neunte, die sogenannte schöne Litteratur aller Völker, umfasst; aber diese neun Abteilungen sind gegen den Katalog von 1894 sehr erheblich vermehrt, enthalten auch neue litterarische Exkurse, während andererseits die im ersten Katalog gegebenen (wie z. B. die Ausführungen über Antoine de la Sale) im Weltlitteraturkatalog nicht wiederholt sind.

Grisebach ist kein reicher Mann, der jährlich Tausende für seine Bibliothek ausgeben kann. Aber gerade deshalb ist seine hübsche Sammlung so interessant, weil sie mit einer grossen Liebe zusammengestellt worden ist und weil man merkt, dass der Besitzer nicht „um des Sammeln willen“ kauft, sondern aus Freude am Genuss der Bücher, die er studiert, kollationiert und wieder und wieder zur Hand nimmt im stolzen Gefühl des Besitzes und in dem Frohempfinden der Wahrheit des Feuerbachschen Wortes, dass Bücher unsere besten und bleibendsten Freunde sind.

Die orientalische Litteratur des Katalogs umfasst 147 Nummern. Verhältnismässig reichhaltig ist die indische und die chinesische Litteratur vertreten; mit letzterer hat sich Grisebach eingehend beschäftigt. Seine deutsche Übertragung der „Treulosen Witwe“ und der Novellen des „Kin-ku-ki-kuan“ sind bekannt. Bei der Boppschen Übersetzung von „Nalas und Damajanti“ aus dem Sanskrit erwähnt Grisebach auch die „verkürzte Nachdichtung“ des Maha-bharata von A. Holtzmann, die er ausgeschieden hat, da der Bearbeiter das Gedicht so gehalten wissen wollte, dass „es auch von Frauen (!) gelesen werden könne“. Holtzmann hat deshalb das ihm „anstössige Verhältnis der Draupadi zu den fünf Söhnen des Pandu“ in eine „Ehe“ mit dem ältesten Sohne „verwandelt“. Grisebach fügt richtig hinzu: „Dergleichen Bearbeitungen müssen aus jeder anständigen Bibliothek ausgestossen werden“. Chézys 1814 bei Didot in Paris erschienene französische Über-

tragung der *Yadnadatta-Badha* trägt in Grisebachs Exemplar die handschriftliche Widmung: „Pour l'academie royale des Sciences de Munich de la part de l'auteur“. Auch Chézys letzte Publikation, die Übersetzung von Kalidasas *Sakuntala*, ist vorhanden. Aus der arabischen Litteratur erwähne ich die sehr selten gewordene, hoch im Preise stehende zehnbändige englische Übersetzung der „Tausend und Eine Nacht“ von Richard F. Burton — aus der türkischen Diezens Bearbeitung des „Buch des Kabus“ mit der handschriftlichen Widmung Goethes an Herrn von Willemer und die Neudrucke des *Nasr-Eddin-Hodja* und *BahNameh*, alttürkischer Erotika von saftigster Derbheit.

Die griechische und römische Litteratur umfasst mit den Mittel- und Neulateinern gegen 150 Nummern. Aesop, Pindar, Sophocles, Aristophanes, Herodot, Platon, Aristoteles, Plutarch, Lucian, Longus, Xenophon sind in trefflichen alten Ausgaben vertreten, ebenso Plautus, Terentius, Lucretius, Cicero, Sallust, Catullus, Vergil u. s. w. Von Ovids *Metamorphosen* finden wir die Folio-Ausgabe von 1513 (Venedig), von den „*Amatoria*“ 1546 (Leyden, Gryphius), 1629 (Leyden, Elzevir), 1652 (ebda.), 1762 (Paris, Barbou, mit Eisen-schen Titelpupfern und Kopfleisten), und 1763 (à Cythère, aux dépens du Loisir). Ähnlich reichhaltig sind die *Petron*-, *Juvenal*- und *Apulejus*-Ausgaben; unter den letzteren fehlt *Fiorenzuolas* italienische Übersetzung mit den drastischen Holzschnitten nicht. Erwähnt sei noch eine *Imitatio Christi*, Mailand, 1488, und eine *Horae Virg. beat. Mariae*, Paris 1492, in Kl.-8°, gotischer Druck auf Pergament, jede Seite mit figurenreicher Umrahmung und mit herrlichen Holzschnitten und Initialen. Ferner Poggios „*Facecie*“, o. O. u. J. (um 1482), die zweite Ausgabe von *Bebels Facetien* und von *Huttens Epistolae obscurorum virorum* u. s. w. Von *Choriers Satyra sodatica* notiert der Katalog den ersten Lyoner Druck und die Ausgabe Amsterdam 1678 mit den „*Fescennini*“, von der Ebert ohne Grund behauptet, dass sie in Deutschland gedruckt sei.

Für die italienische Litteratur hat Grisebach als halber Italiener ein besonderes Interesse. Die undatierte *Danteausgabe*, die No. 303 verzeichnet, ist die von Ebert unter No. 5697 beschriebene, wahrscheinlich bald nach der

Aldine gedruckte. Der *Petrarca* von 1539 stammt aus *Marcolinis* Druckerei in Venedig, vom *Decamerone* *Bocaccios* ist zunächst die erste kritische Ausgabe, Venedig, Gregorio di Gregori, 1516, zu nennen — wundervoll erhalten ist die *Amsterdamer*, nach der *Giuntine* von 1527, in schönen Lederbänden, ziemlich selten geworden, auch die *Londoner* in folioartigem Quart. Ich greife natürlich immer nur einzelne Nummern heraus, die mir für die Zusammenstellung der Bibliothek charakteristisch erscheinen.

Am interessantesten in den Einzelheiten ist die Abteilung der französischen Litteratur. Ich kann hier zum Teil wiederholen, was ich in einer Rezension über den ersten Grisebachschen Katalog niederschrieb. Über den Vater des modernen französischen Romans, *Antonie de la Sale*, bringt Grisebach einen bemerkenswerten litterarischen Exkurs. Er schreibt *Sale* mit einem l, im Gegensatz zu den französischen Biographen des Meisters, *Gossart*, *Pottier* u. a., und begründet dies damit, dass *Sale* selbst seinen Namen meist nur mit einem einfachen l geschrieben habe. Grisebach hat persönlich das Handschriftenmaterial über *Sale* in Paris und Brüssel eingesehen und u. a. in dem Brüsseler Manuskript von „*La Salade*“, dem frühesten Werke des Autors, auf Seite 4 in roter Schrift den Namen „*Anthoine de la sale*“ gefunden. Die gleiche Schreibweise des Namens fand Grisebach in dem Manuskript des „*Petit Jehan de Saintré*“ in der *Bibliothèque Nationale* in Paris, in dem Pariser Manuskript des *Saleschen* Traktats „*comment les tournoys en armes se font*“ und in der *Glasgower* Handschrift der „*cent Nouvelles nouvelles*“. *Antoine de la Sale* war der erste französische Poet, der sich aus dem Banne des alten bretonischen und normannischen Ritterromans frei machte. Er wurde im Jahre 1388 in der *Provence* geboren und verfasste seine erste Schrift „*La Salade*“ als *Gouverneur* des ältesten Sohnes des Herzogs *René* von *Anjou*, Grafen der *Provence* und Königs von *Sicilien*. „*La Salade*“ erschien zuerst gedruckt in Paris 1521 und befindet sich als Manuskript (geschrieben ist es wahrscheinlich zwischen 1437 und 1442) auf der Bibliothek in Brüssel. In „*La Salade*“ ist ein kleines Traktat „*Les quinze advisements de guerre*“ eingeflochten, das Grisebach als eine Art „*Vorahnung*“ des

interessantesten Werkes Sales, der „*Quinze joyes de Mariage*“ bezeichnet. Die erste Skizze dieser „*Quinze joyes*“ findet sich in de la Sales zweitem, nie veröffentlichtem Werke „*La Salle*“ (des *histoires*), das er dem *Connetable* von St. Pol, Herzog von Luxemburg, widmete. Von den „*Quinze joyes de Mariage*“ besitzt Grisebach in seiner Bücherei eine Anzahl Neudrucke, von denen die erstangeführte, die bei *Téchener* in Paris erschienene, nicht die beste ist; sie ist nämlich eine verkleinerte Reproduktion der zwischen 1495 und 1502 (wahrscheinlich 1499) bei *Jehan Treperel* in Paris edierten Quartausgabe, die zahlreiche Lücken enthält. Interessant sind bei der *Téchenerschen* Publikation das Vorwort, die Varianten und das Glossarium. So ist z. B. dem Vorwort der Schluss jenes Manuskripts in Facsimile beigegeben, das *Dr. André Pottier*, Stadtbibliothekar in Rouen, im Jahre 1830 in der dortigen Bibliothek entdeckte und das in Form eines Silbenrätsels „den Namen desjenigen enthält, der die fünfzehn Freuden der Ehe geschrieben hat“. *Pottier* hat die Lösung dieses Rätsels ausgeklügelt und sie in einem Briefe an den Buchhändler *Téchener* (abgedruckt im Oktavheft 1830 der „*Revue de Rouen*“ und später als Brochüre erschienen) veröffentlicht. Damit war der Streit um die Autorschaft der „*Quinze joyes*“ endgültig entschieden. Das Manuskript in Rouen ist das einzige z. Z. bekannte. Ein zweites Manuskript der „*Quinze joyes*“, nach welchem die *editio princeps* (in Folio, gotisch, ohne Ort und Datum, wahrscheinlich Lyon 1470—80) hergestellt worden ist verloren gegangen. Auch der von *Rosset*, zum ersten Male 1595 in Paris veröffentlichte Text (bei Grisebach Neudruck von 1734) ist mit den vorgenannten beiden Manuskripten nicht identisch. *Jannet* publizierte 1853 eine neue Ausgabe nach der *Rouener* Handschrift und 1866 eine „*Seizième joye de Mariage*“ die er in einem alten Manuskripte als Fortsetzung der „*Quinze joyes*“ gefunden haben will; um die Lektüre zu erleichtern, hat er die Orthographie und einzelne Ausdrücke modernisiert. In dem Exemplar Grisebachs ist das „*Avis de l'Éditeur*“ handschriftlich folgendermassen unterzeichnet: „*L'auteur P. Jannet*“; Grisebach schliesst daraus, dass *Jannet* selbst der Verfasser der „*sechzehnten Ehefreude*“ sei.

An deutschen Ausgaben der „*Quinze joyes*“ führt Grisebachs Katalog an: „*Zehen Ergetzlichkeiten des Ehestandes*“ (Hamburg, Frankfurt und Leipzig, o. J., jedenfalls Ende des XVII. oder Anfang des XVIII. Jahrhunderts) mit und ohne Kupfer, wahrscheinlich eine Bearbeitung der 1679 in Amsterdam erschienenen holländischen Ausgabe. Dieselbe sehr seltene Ausgabe erschien übrigens auch ohne Ortsangabe mit der Jahreszahl 1690 in Duodezformat. Die erste wirkliche deutsche Übersetzung aus dem Französischen (nach *Rosset*) veröffentlichte erst *Friedr. Samuel Mursinna* unter dem Titel „*Fünfzehn Freuden der Ehe, aus einem uralten Werke gezogen*“ (Gotha 1794). Ein 1872 in Berlin erschienener Neudruck (Grisebach *Weltlit.* No. 548) wurde meines Wissens polizeilich konfisziert. Die „*Quinze joyes*“ sind eine geistreiche Satire auf die Ehe — ein Meisterwerk, das nur ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens geschrieben haben kann.

Die „*Hystoyre et plaisante Cronicque du petit Jehan de Saintré*“ vollendete de la Sale in Genappe bei Brüssel, wohin er seinem Gönner, dem Grafen von St. Pol, gefolgt war. Das Pariser Manuskript trägt am Schlusse das Datum „25. September 1459.“ In dieser Handschrift wird Sale übrigens mit einem doppelten l, also *Salle*, geschrieben, was in einer Zeit, da die Sprache und selbst die Schreibart der Eigennamen einem beständigen Wechsel unterworfen waren, freilich nicht Wunder nehmen kann. Die erste Druckausgabe erschien in Paris bei *Lenoir* 1517 in Folio, die zweite ebenda 1523 in Quart (Neudruck der letzteren d. d. Paris 1724 in 12°); etwas später veranstaltete auch derselbe *Jehan Treperel*, der mit der lückenhaften Ausgabe der „*Quinze joyes*“ gute Geschäfte gemacht hatte, eine Edition des Werkes. Alle diese Ausgaben stehen hoch im Preise; die erste *Lenoirsche* wurde in den sechziger Jahren mit 3450 Franken bezahlt. Die beiden „*autres hystoyres*“ von *Floridan* und *Ellinde*, die dem „*Petit Jehan*“ beigegeben sind, stammen nicht von de la Sale, sondern sind wahrscheinlich lateinische Originale von *Nicolaus de Clémangin*, die Sales Freund *Rasse de Brichamel* in das Französische übersetzt hat. In dem „*Kleinen Jean de Saintré*“ persifliert Sale in entzückender Weise das nichtige Treiben der Ritterwelt;

der Roman ist gewissermassen eine satirische Antwort auf die grossen alten Ritter-Epopöen der Franzosen, die in den Amadis-Geschichten einen neuen Aufschwung erlebten.

Die Mitarbeiterschaft de la Sales an den „Cent Nouvelles nouvelles“, dem unmittelbaren Vorläufer des Heptamerons der Königin von Navarra, ist nie bestritten worden, zumal la Sale selbst durch seinen Protektor St. Pol in die Tafelrunde des Herzogs Philipp von Burgund und seines Gastes, des Dauphins von Frankreich, eingeführt wurde. Grisebach schliesst sich in einer sehr interessanten Note der Ansicht Ludwig Sterns an, dass das *ganze* Werk dem Verfasser der „Quinze joyes“ zuzuschreiben sei, und führt u. a. als Beweis dafür an, dass die XCVIII. vom „Acteur“ („auteur“) erzählte Novelle inhaltlich identisch mit der dem „Petit Jehan“ angehängten Erzählung von Floridan und Ellinde ist. Schlagkräftiger als dieser Beweis, der immerhin fragwürdig ist, da die Geschichte von Florian und Ellinde nachweisbar nicht von la Sale stammt, scheint mir die Thatsache zu sein, dass der Autor in der XXXVII. Novelle die „Quinze joyes de Mariage“ ausdrücklich erwähnt. Aber auch das ist meiner Ansicht nach noch kein stichhaltiger Beweis, da die „Nouvelles nouvelles“ ihren Stoff nicht nur aus altfranzösischen Fabliaux und lateinischen Facetien schöpfen, sondern sich auch an zeitgenössische Vorbilder anlehnen; es erhöht nur die *Wahrscheinlichkeit*, dass la Sale das komplette Werk im Auftrage des Herzogs Philipp nach den Erzählungen an seiner Tafelrunde verfasst habe. Die Abfassungszeit setzt Grisebach auf die Jahre 1461 und 62. Die erste Druckausgabe erschien in Paris bei Ant. Vérard im Jahre 1486 in Klein-Folio, gothisch zu zwei Kolonnen mit einem Holzschnitt zu jeder Novelle; sie ist sehr selten und wurde bis zu 6000 Franken bezahlt. Im Jahre 1858 veröffentlichte Th. Wright eine neue Edition nach einem im Museum Hunter in Glasgow aufgefundenen Manuskript, das zu der berühmten Kollektion des Bibliophilen Gaignat gehört hatte. Nach dem Verschwinden des la Saleschen Dedikations-exemplars aus der alten Bibliothèque der Ducs de Bourgogne ist die Glasgower Handschrift der hundert Novellen die einzige heute bekannte. Das Manuskript ergänzt die Vérardsche Ausgabe vielfach; es trägt das Datum: M. III c

XXXII = 1432, was zweifellos ein Irrtum ist. Der Schreiber hat über den drei Zehnen vermutlich den Verdopplungsstrich vergessen, der das Datum wie folgt lesen lassen müsste: M. III c XXXII. gleich 1462, was der von Grisebach vermuteten Abfassungszeit entsprechen würde. La Sale war damals ein Greis Mitte der Siebziger; sein Todesjahr ist nie bekannt geworden. Eine deutsche Übersetzung der „Cent Nouvelles“, gemischt mit Erzählungen aus dem Heptameron, erschien 1745/46 in Stockholm, eine zweite o. J. (gegen 1860) unter dem Titel „Liebesschwänke“ in Berlin.

Ich bin bei la Sale absichtlich etwas weit-schweifig geworden, um zu zeigen, wie sich bei Grisebach mit der Sammelpassion das Interesse für gelehrte Forschung verbindet, die charakteristischen Kennzeichen des echten Bibliophilen. Neben la Sale gebührt Charles Sorel ein Ehrenplatz in der Geschichte des älteren französischen Romans. In seiner „Vraye histoire comique de Françon“ entwirft er ein prächtiges Sittenbild seiner Tage und geisselt unbarmherzig die Thorheiten seiner Zeitgenossen. Die erste seltene Ausgabe des „Françon“ erschien 1622, als Sorel 23 Jahr zählte; sie enthielt nur sieben Bücher. Der Roman wurde im Laufe der Zeit mehr als sechzig Mal neu aufgelegt und zahllos oft glossiert. Die Ausgabe Grisebach (Weltlit. No. 601) Paris 1641, ist die erste Edition, die das XII. Buch enthält. Grimmshausen erwähnt den Roman im „Satyrischen Pilgram“; wahrscheinlich, dass er ihn in der deutschen Übersetzung kennen gelernt hat, die 1663 unter dem Titel „Lustige Historia von dem Leben des Francios“ in Frankfurt erschien (Grisebach Weltlit. No. 603). Einen deutschen Elzevir-Druck des Romans s. t. „Vollkommene komische Historie des Francions“, Leyden 1668, entdeckte ich bei einem berliner Antiquar: eine Überarbeitung der deutschen Ausgabe vom Jahre 1663, aber als Elzevir-Druck von Seltenheit und auch nicht von Willems aufgeführt.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch weiter auf Einzelheiten eingehen. Ich erwähne nur noch aus der Voltairesammlung Grisebachs die erste, mit dem Zugeständnisse Voltaires, dass er der Autor sei, erschienene Ausgabe der „Pucelle“, o. O. (Genf) 1762 mit den 20 nicht signierten Kupfern, und die ersten Aus-

gaben der Übersetzungen Goethes von „Mahomet“ und „Tancred“ — ferner die hübschen kupfergeschmückten Ausgaben der Dichtungen von Grécourt, Dorat, Crébillon, Nerciat, Choderlos de Laclos und ihrer Schule, die editio princeps von Voisenons „Tant mieux pour elle“, die Sammlungen Rousseau, Diderot und Beaumarchais (mit der Erstaussgabe der „Folle journée“) und die vollständige Serie des Delalainschen Musenalmanachs von 1765—94. Ebenso sind die Neueren: Balzac, Hugo, Musset, Gautier bis auf Maupassant und Huysmans ziemlich vollständig vertreten.

England umfasst hundert Nummern, Deutschland gegen tausend im Weltliteratur-Katalog. Ich greife folgendes heraus: Das Lied von dem Danheüser, o. O. u. J., 8 Bl. mit Titelvignette (Anfang des XVI. Jahrhunderts), Steinhöwels Übersetzung von Boccaccios „Fürnehmsten Weibern“ von 1566, Eybs „Eeweib oder nit“ von 1540, Dürers Zirkelmessung von 1525, vieles von Hans Sachs, den Zeitvertreiber, die buhlende Jungfer und die Scheinheilige Witwe des Gorgias u. s. w. Von Grimmelshausen ist fast alles vorhanden: die erste Simplicissimus-Ausgabe in fünf Büchern (von 1669) und die erste des sechsten Buchs aus demselben Jahre mit der Rückdatierung am Schlusse, der Nachdruck vom gleichen

Jahre und die Ausgabe letzter Hand von 1671, die Goedecke 2. Aufl. nicht verzeichnet. Ferner der Ewigwährende Kalender (Altenburg 1670) und die ersten Ausgaben der Courasche, des Springinsfeld und des Ratio Status sowie verschiedene posthume Simplicissimusausgaben. Wieland ist durch zahlreiche Erstaussgaben vertreten, von Scheffner ist Alles da, reich mit litterarhistorischen Glossen versehen, die sich auch vielfach bei Heinse, Herder und Goethe finden. Von Lichtenberg und Bürger giebt der Katalog eine ziemlich vollständige Bibliographie, ebenso sind von Kleist, Brentano, Heine, Waiblinger die meisten Erstaussgaben vorhanden, der Heine vielfach in Originalumschlägen, wie auch die Schopenhauerausgaben, von denen die editiones principes bekanntlich selten geworden sind.

In strengem bibliothekswissenschaftlichem Sinne sind die Grisebachschen Kataloge nicht zusammengestellt; das war auch nicht die Absicht des Verfassers. Trotzdem möchte ich ihre Anschaffung besonders den Privatsammlern bestens empfehlen, denn auch sie bewähren sich, ähnlich wie die Verzeichnisse Tieck, Heyse, Maltzahn, Lipperheide u. s. w., als praktische Nachschlagebücher und erheben sich zudem durch die eingestreuten bibliographischen und litterarischen Glossen weit über das Niveau des Schematischen.



Die Bremischen Theaterzettel von 1688.

Von

Professor Dr. Heinrich Bulthaupt in Bremen.

In der Bremer Stadtbibliothek, deren Schätze ich seit nun bald zwanzig Jahren verwalte, befinden sich in einem der kleinen Gelehrtenstübchen des prächtigen und behaglichen Neubaus unter Glas und Rahmen zwei merkwürdige Dokumente zur deutschen Theatergeschichte. Es sind Komödienzettel, von der Hand eines Unerfahrenen, der sich an ihren rauhen Rändern gestossen haben mag, säuberlich geradlinig beschnitten und auf einen gemeinsamen Karton gespannt. Die seltenen Papiere sind aus Bremischem Besitz — es

lässt sich nicht genau feststellen, nach welchen Wanderungen — in die Hände des um die Theaterstatistik wohlverdienten Schauspielers Theodor Mehring in Hamburg gelangt, von diesem an den Direktor und Hofrat Pollini verkauft, der sie auf der Wiener Musik- und Theaterausstellung im Jahre 1892 ausstellen liess und, nachdem sie auf diese Weise vor der Öffentlichkeit unter seiner Flagge ihre Schuldigkeit gethan, der Bremer Stadtbibliothek, die sich schon länger darum bemüht, zum Kauf anstellte. Das Geschäft kam zustande. Die

Zettel sind in ihre Heimat zurückgekehrt, und nun grüssen sie den Beschauer, so nah vereint wie unsre beiden grössten Dichter auf dem Weimarer Denkmal, wie ein Vorspuk grösserer Zeit. Einen „Faust“ und einen „Wallenstein“ kündigen sie an, aber deren Verfasser verschweigen sie. Es werden keine Geister wie Goethe und Schiller gewesen sein, die uns die beiden gewaltigen Schatten für immer im Gedächtnisse gebannt haben.

Dass die Zettel, die hier im Facsimile wieder gegeben werden, aus Bremen stammen, hat Herr Theodor Mehring, der sie hier erworben, wiederholt bekundet, und die Scenerie bekräftigt es: des seligen Kapitän Nissens Haus auf der Langenstrasse vor dem Thore (der „Natel“). Auch über das Jahr kann es einen Zweifel füglich nicht geben, trotzdem die Zettel es so wenig wie den Ort bezeichnen. Aber sie nennen die Schauspieler die „Sächsischen Hoch-Teutschen Komödianten“, und am 6. und 20. April 1688 hat das Gesuch einer Schauspielertruppe um die Erwirkung der Spielerlaubnis den Bremer Rat beschäftigt. Im Wittheits-Protokoll Vol. XIV de 1688 findet sich auf pag. 505 unter dem 6. April die Eintragung:

„*Commoedianten.* . . . 6) Ist proponiret, dass die Comoedianten von der Bande Ihrer Churfürstlichen Durchl. zu Sachsen verlangen hier zu agiren, quaesit: ob sie zu admittiren. Conclusum quod sic, doch dass sie vorhero, wie auch was sie agiren wollen zu examiniren, keine obscoena meliren, und die Herren frey sein sollen,“

und unter dem 20. April Vol. XIV, pag. 513, die folgende:

„*Comoedianten.* 1) Ist referiret wegen der angegebenen Commoedianten, dass sie sovielen ausserlichen zu judiciren guhte Leute zu sein schienen und hätten sich erkläret nicht alleine 28 freyzettel als vor jeden der H. Bmstr. [Bürgermeister] und Rathsh. eines aus gäben, sondern auch alle Woche einmal für die Armen zu spielen und sich in ihren propositionen aller ehrbarkeit sich zu befeissigen hingegen sich aller obscoenis und Anzüglichkeiten zu enthalten. conclus: quoad primum dass solche conditiones denen Commoedianten einzuwilligen.“

Da nun nach dem Kalender alten Stils, der damals noch in Bremen galt, der 16. Mai (der Tag der Wallenstein-Aufführung) auf einen Mittwoch, der 18. auf einen Freitag fiel, und da es „Sächsische Hoch-Teutsche Komödianten“

sind, die die beiden Stücke gaben (das Wittheits-Protokoll spricht von der „Bande Ihrer Churfürstlichen Durchl. zu Sachsen“), so müsste schon eine starke Zweifelsucht dazu gehören, anzunehmen, dass die Schauspieler, die dem Bremer Rat im April ihr Gesuch vorgelegt, nicht dieselben gewesen, die um die Mitte des Mai im nämlichen Jahre in Bremen auch wirklich gespielt haben.

Wer aber war die Truppe? Und unter wessen Leitung stand sie? Mehring und andere — auch ich — haben immer angenommen, Johannes Velten sei ihr Führer gewesen, denn dessen Gesellschaft, die Veltensche oder Veltensche „Bande“, hatte sich durch ihre Vorstellungen am Sächsischen Hofe das Recht erspielt, sich (seit 1679) „Kursächsische Komödiengesellschaft“ zu nennen. Im Jahre 1688 aber hat Velten, dessen Name überall im Reich einen guten Klang hatte und der mit seinen Leuten weit herumzog, wohlbezeugter Massen Vorstellungen in Hamburg gegeben, und zwar im Juni. Es läge also nahe genug zu glauben, er habe der Bremer Spielzeit die Hamburger folgen lassen. Dem scheint nun freilich ein Auszug aus den Leipziger Messrechnungen zu widersprechen, die Wustmann in den „Quellen zur Geschichte Leipzigs“ (1889) veröffentlicht hat. Aus diesen Rechnungen ergibt sich, dass Velten (oder „Felden“, wie ihn der Marktvogt, echt sächsisch, Anfangs schreibt), zuerst im Jahre 1679 zur Neujahrmesse nach Leipzig gekommen und mit seiner Truppe fünfzehnmal aufgetreten ist, 1684 zum zweitenmale, nun aber nicht mehr allein, sondern in Gemeinschaft mit Christian Starcke und Johann Wolfgang Ries, deren Compagnie ihm vom Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen, da sie „ältere Rechte“ geltend machen konnten (Starcke stand schon seit 1669, Ries seit 1676 in kurfürstlichen Diensten), aufgezwungen war. Mit diesen seinen Gesellschaftern, die um der Anciennetät willen ihren Namen dem seinen voransetzten, besuchte Johannes Velten die Leipziger Messe seit 1684 fast regelmässig, und nach den Standgeldrechnungen müssten die drei auch während der Ostermesse 1688 vom 7. bis 28. Mai dort gespielt haben, „in Rothhäupts Hofe“ an 15 Tagen; in dem Velten-Artikel der „Allg. deutschen Biographie“ meint darum auch H. A. Lier, dass die Bremer Theaterzettel, die besonders

Heute Mittwoch den 16. May.

Werden die

Sächsischen Hoch-Deutschen

COMOEDIANTEN

Eine Weltberuffene warhafft und schautwürdige
Materie aufführen!

Genandt:

Der verrathene Verräther

Oder

Der durch Hochmuth gestürzete

Wallersteiner /

Herzog von Friedland.

Den das Glücke hoch erhoben /
Wird gleich einem leichten Ball /
Oft bald hinn bald her geschoben /
Bis ihn stürzt ein höher Fall /
Von Hoheit nicht gnüget /
Und höher nur stieget /
Als ihm ist erlaubt.
Stürzt plöcklich mit Knallen /
Durch schröckliches Fallen.
Wird solcher betaubt.
Der Himmel kan Tyranney nicht vertragen /
Der Hochmuth selbst muß sie darnieder schlagen.

Nach der Action sol ein vortrefliches und lächerliches Nach-Spiel
den Beschluß machen.

Die Schau-Platz ist in Sehl. Capitain Nissen Hause / auf der Waagen-Strasse
vor der Mauer. Wird præcis um 7. Uhr angefangen.

Einer sage es dem andern.

Heute Freitag/den 8. May.

Werden die

Sächsischen Hoch-Deutschen

COMOEDIANTEN

Auff ihren Schau-Platz das unvergleichliche und Welt-
bekandte Stück präsentiren/ genandt:

Das Leben und Todt des grossen
Herrn Sauberers /

D. JOHANNESFAUSTUS

Mit Vortrefflicher Pictelhärinas Lustigkeit von
Anfang bis zum Ende.

In dieser Haupt-Action wird mit Verwunderung zu sehen seyn:

1. Blut an einem Trachen in der Luft schwebende.
2. Doct. Faustus Zauberey und Beschwerung der Geister.
3. Plünderung in dem er Gold sammeln wil/ wird von allerhand bezauberten Dä-
monen in der Luft verriet.
4. Doct. Faustus Panquet) bey welchen die Schau Essen in wunderliche St-
ücken verwandelt werden.
5. Selbent wird zu sehen seyn / wie aus einer Pastete Menschen/Hunde/Katzen
und andere Thiere hervor kommen und durch die Luft flügen.
6. Ein Feuerspende Rabe kömmt durch die Luft geflogen / und kündiget Fau-
sten den Todt an.
7. Endlich wird Faustus von den Geistern weggeholt.
8. Zuletzt wird die Hölle mit schönen Feuerwercken aufgezieret / präsentiret
werden.

Zum Beschluß sol denen Hochgencigten Liebhabern / diese ganze Haupt-Action/
durch einen Italiänischen Schattent präsentiret werden/welches vortrefflich
Nar / und versichert das Geld doppelt werth ist / worden auch eine Wasche-
rade von 6. Bersöhnen / nemlich ein Spanier / zwey Gaudiebe / ein Schul-
meister / ein Bauer und Bäuerin / welche alle ihren absonderlichen Tanz
haben / und sehr lächerlich wird anzusehen seyn.

Nach diesen sol zum Nach-Spiel agiret werden / die vortreffliche und lusti-
ge Action aus den Französischen ins Deutsche übersetet / genandt

Der von seiner Frauen wohl verirrte Chemann/
George Dandin.

Und weil es Heute ohnfelbar zum letzten mahl ist / sol auff den hintersten Platz nicht mehr
als 8. Brod genommen werden / welches zur Nachricht.

Der Schau-Platz ist in Schl. Capitain Nissen Hause / auff der Langen Straße
vor dem Hotel. Wird præcise um 7. Uhr angefangen.

Einem sage es dem andern.

seit der Wiener Ausstellung schon manchen Litterarhistoriker beschäftigt haben, von Veltens Truppe nicht herrühren können. Dem strengen Wortlaut nach gewiss nicht. Nun wissen wir aber aus dem Bremer Wittheits-Protokoll, dass die Petenten von 1688 sich „Komödianten von der Bande Ihrer Kurfürstlichen Durchl. zu Sachsen“ nennen; wir wissen, dass Velten, dem eine Hoftrauer sein Auftreten in Berlin, Braunschweig, Wolfenbüttel, Breslau und an andren Orten vereitelte, sich Anfangs 1688 entschloss, einen „sehr weiten Weg zu reisen“; wir wissen, dass er im Juni desselben Jahres mit seiner Gesellschaft in Hamburg gespielt hat. Anderseits hatte Niemand sonst das Recht, sich die Bande des Sächsischen Kurfürsten zu nennen. Was bleibt also andres übrig, als anzunehmen, entweder, dass die Schauspielergesellschaft, die in Bremen gespielt, sich fälschlich den Ehrentitel kursächsischer Komödianten beigelegt, oder dass die Truppe sich geteilt, ein Teil in Bremen gespielt habe, ein Teil zur Ostermesse nach Leipzig gereist sei. Beide Fälle wären denkbar. Es hat schon einen falschen Blondin, einen falschen Renz, falsche Oberammergauer, es hätte also auch eine falsche kurfürstlich-sächsische Schauspielertuppe geben können. Aber die Dreistigkeit würde in diesem Falle, wo es sich um Aufführungen handelte, die der besondern Sanktion der Bremischen Stadtväter bedurften, doch eine ungewöhnliche gewesen sein, und es ist schwerlich zu glauben, dass der Rat Reisepässe und Titel der Gäste nicht sorgfältig geprüft haben sollte. Für die zweite Möglichkeit aber spricht der Umstand, dass die Bittsteller sich nicht schlechtweg „die Bande Ihrer Kurfürstlichen Durchl. zu Sachsen“, sondern „Komödianten von der Bande“ desselben nennen. Das erklärt den scheinbaren Widerspruch der Annahme, es seien Veltensche Schauspieler gewesen, die in Bremen im Mai 1688 den „Faust“ und „Wallenstein“ gegeben, mit der Notiz der Leipziger Rechnungen ziemlich mühe-los und mutet uns nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit zu. Und so könnten denn Mitglieder der Veltenschen Truppe wirklich gleichzeitig in Leipzig und in Bremen gespielt haben.

Über die Dichter, den Wert und Charakter der beiden Dramen, von denen uns die Zettel melden, ist uns, wie schon erwähnt, näheres nicht bekannt. Der „Wallensteiner“ mag das

Drama des August Adolf von Haugwitz sein, der Schillern auch mit einer „Maria Stuart“ vorgegriffen und in der Vorrede zu seinem „Prodromus poëticus“ bereits ein Friedländer-Drama seiner Vaterschaft angekündigt hatte. Wenigstens hat Velten (nach Lier in der Allg. d. Biographie) in Torgau — Lier sagt nicht, wann — den Haugwitzschen „Wallenstein“ zur Aufführung gebracht. Der gewaltige Stoff hatte seine dramatische Anziehungskraft schon zu Wallensteins Lebzeiten und in ungleich stärkerem Grade natürlich sehr bald nach des Fürsten Ermordung in Eger geübt. In einem Schriftchen „Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes“ (Frauenfeld 1894) hat uns Theodor Vetter kurz und anziehend darüber belehrt. Schon im Jahre 1631 erschien der düstre Held als der „Wüterich Lastlevius“ in der „Pomeris“ des Stettiner Rektors Lüttkeschwager, und unmittelbar nach seinem Tode behandelte der Löwener Dichter und Gelehrte Vernulz das tragische Geschick des von der „ambitio“ Verführten. Und wenn Wallenstein in England, Spanien, Italien auf der Bühne erschien, dann begreift es sich, dass er in Deutschland so bald nicht wieder verschwinden konnte, und jetzt vollends nicht wieder verschwinden kann, seitdem ein Genius ihm seine Worte geliehen.

Auch aus der Ankündigung der Faust-Aufführung lässt sich nicht ersehen, welche der zahlreichen Bearbeitungen der Sage für das Theater ihr zu Grunde gelegen. Vermutlich hatte jeder Bühnendirektor seine eigene. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts liess das grosse Problem, das sich in dem Stoff verbarg und das erst durch Goethe ganz gehoben wurde, unser Volk, seine Erzähler und Dramatiker nicht ruhen. Aber so wenig wir von dem Verfasser des ältesten deutschen Volksbuches wissen, so wenig kennen wir den Dichter des ältesten Volksschauspiels vom Doktor Faust, das, vermutlich nur im Manuskript, von Hand zu Hand weiter wanderte und von den Schauspielern zu den Marionetten kam, bei denen es sich bis weit in unser Jahrhundert hinein erhielt. Die Gestalt, in der Simrock es vorgefunden und herausgegeben (1846), ist ja bekannt genug. Velten hat jedenfalls das „unvergleichliche und weltbekannte Stück“, das höchstwahrscheinlich durch Marlowes „Faust“

stark beeinflusst war, in *seiner* Redaktion gegeben, und sie wird nicht die schlechteste gewesen sein.

Der „George Dandin“, der den Schluss der Vorstellung vom 18. Mai bildet, ist natürlich Molières bekanntes Werk. Der grosse französische Lustspieldichter gehörte zu Veltens Lieblingen, und er hat es sich mit seiner Einführung in das Repertoire der deutschen Bühnen Ernst sein lassen.

Ob die Bremer Zettel die ältesten sind oder *geblieben* sind, das heisst, ob nicht seit dem 15. November 1891 irgendwo noch ältere zur öffentlichen Kunde gelangt sind, ist mir nicht bekannt. An jenem Tage erschien nämlich in dem Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“ ein kleiner Artikel von Arthur Deetz, der Mehrings Notiz in derselben Zeitung, und zwar in der Nr. 45 vom 8. November desselben Jahres, wonach der Faustzettel der „älteste Theaterzettel aus der deutschen Bühnengeschichte“ sei, korrigierte. Mit jener Bezeichnung war Mehring allerdings ein kleiner Irrtum passiert, denn der Wallensteinzettel ist ja, wie sein Datum ausweist, um zwei Tage älter. Darauf wollte aber Deetz nicht hinaus. Er meldete sich vielmehr als der glückliche Besitzer einer Schauspiel-Ankündigung, die sich (nach Rudolph Genée) auf den Beginn der Saison 1629 auf dem Fecht-hause in Nürnberg beziehen soll und nach Deetz' Mitteilung folgenden Wortlaut hat:

„Zu wissen sei Jedermann, dass allhier an-

kommen eine ganze neue Compagnie Comödianten, sowie niemals zuvor hier zu Land gesehen, mit einem sehr lustigen Pökelhering, welche täglich agiren werden, schöne Comödien, Tragödien, Pastorellen (Schäfereyen) und Historien, vermengt mit lieblichen und lustigen Interludien, und zwar heute Mittwoch den 21. Aprilis werden sie praesentiren eine sehr lustige Comödi, genannt:

*Der Liebe Süssigkeit verändert sich
in Todes Bitterkeit.*

Nach der Comödi soll praesentirt werden ein schön Ballet und lächerliches Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich Nachmittags Glock 2 einstellen auffen Fechtthaus, allda um die bestimmte Zeit praecise soll angefangen werden.“

Das wäre, wenn man auf solche Unterscheidung Wert legen will, in Form und Inhalt immerhin noch etwas andres als ein eigentlicher Theaterzettel. Doch entsprechen die Bremischen Zettel den Anforderungen unsrer jetzigen Programme mit ihrem vollständigen Personenverzeichnis, der Angabe der Darsteller u. s. w. ja auch nicht. Karl Engel und Creizenach weisen in ihren bekannten Schriften zur Faust-Litteratur einen älteren Zettel nicht nach. Und so oder so: das litterarhistorische Interesse und der Reiz der Kuriosität bleiben ihnen, auch wenn sie von neu entdeckten Vorgängern um die Ehre der Alterspräsidenten gebracht werden sollten.





Zur Geschichte des „Kladderadatsch.“

Von

Dr. Max Ring in Berlin.

Mit Zusätzen von Fedor von Zobeltitz.

Die Geschichte des „Kladderadatsch“ liefert einen ebenso interessanten wie wichtigen Beitrag zu unserer allgemeinen Litteratur- und Kulturgeschichte. Der Boden, auf dem das lustige Blatt aufwuchs und sich entwickelte, war das vormärzliche Berlin mit seinem scharfen kritischen Verstand, seinem kaustischen, originellen Witz, seiner angeborenen „Unverfrorenheit“ und seiner politischen Unzufriedenheit. Seine Geburt fiel in das verhängnisvolle Jahr 1848, in die bewegte Zeit der Märzrevolution. Sein Vater war *David Kalisch*, ein geborener Schlesier; die Pathen, die an seiner Wiege standen, waren der findige

Verlagsbuchhändler *Albert Hofmann*, die beiden geistvollen Kandidaten der Theologie und Philologie *Ernst Dohm* und *Rudolph Löwenstein*, sowie der witzige Zeichner *Wilhelm Scholz*.

Kalisch zeigte, ursprünglich Lehrling, später Handlungsgehilfe und Prokurist in dem angesehenen Galanterie- und Möbelgeschäft der Gebrüder Bauer in Breslau, schon früh eine entschiedene Neigung und auch Begabung für die dem schlesischen Volksstamm eigene Gelegenheitspoesie. Da er sich aber durch seine Stellung in seiner Freiheit beschränkt und in seiner geistigen Entwicklung gehemmt fühlte, fasste er den Entschluss, Breslau zu verlassen

und nach Paris zu gehen, wo er, wie so viele Deutsche in jenen Tagen, das Eldorado der politischen und persönlichen Freiheit zu finden hoffte. Mit geringen Geldmitteln und einigen Empfehlungen an deutsche Flüchtlinge, an Herwegh und Freiligrath, reiste er über Brüssel nach Paris, mit der Absicht, daselbst ein Kommissionsgeschäft für französische Galanteriewaren zu begründen.

Zunächst genoss Kalisch in vollen Zügen die so lang entbehrte Freiheit und die



Kladderadatsch, Bismarck zeichnend.
Zeichnung von G. Brandt.

verführerischen Vergnügungen des modernen Babel. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend flanierte er durch die Strassen und auf den Boulevards, besuchte er die glänzenden Cafés und verlockenden Tanzsäle, vor allem aber die zahlreichen Theater, in denen er den ersten Grund zu seiner bewunderungswürdigen Bühnenkenntnis legte und sich unbewusst den graziösen Witz, die Leichtigkeit und Feinheit des französischen Geistes, die Anmut und Schlagfertigkeit der Couplets und Chansons aneignete, den Stoff und die Form für seine späteren Arbeiten sammelte.

Während Kalisch in solcher Weise das Pariser Leben gründlich kennen lernte, schwanden seine mitgebrachten Napoleonsdore nur zu schnell dahin, so dass er in die grösste Not geriet und sich gezwungen sah, auf der Strasse sein Brod zu suchen, um sein Leben zu fristen. Eine Zeit lang diente er seinen Landsleuten als Fremdenführer, aber die Konkurrenz war zu gross und das Geschäft zu wenig einträglich. Um nicht zu verhungern, trat er als Arbeiter in eine Fabrik, doch seine Schwächlichkeit und Kurzsichtigkeit nötigten ihn bald, auf diese Hilfsquelle zu verzichten. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als seine überflüssige Wäsche und seine Kleider zu versetzen oder zu verkaufen. In seiner grössten Not wendete sich Kalisch an Heinrich Heine, der mit der ihm eigenen Herzengüte sich des armen, verlassenen Landmanns annahm und ihn nach Kräften unterstützte.

Von Heine, Herwegh und Karl Grün empfohlen, erhielt endlich Kalisch mit Hilfe des berühmten sozialistischen Nationalökonomten Proudhon eine vorteilhafte Stellung als Buchhalter und deutsch-französischer Korrespondent in einer angesehenen Seidenhandlung zu Strassburg; leider nur für kurze Zeit, da Kalisch ohne sein Verschulden in die zwischen seinen beiden Prinzipalen bestehenden Streitigkeiten verwickelt, seine Entlassung nehmen und nach Deutschland zurückkehren musste. Arm an Geld und Hoffnungen, aber reich an Erfahrungen und Menschenkenntnis, an politischer Einsicht, litterarischen und besonders dramatischen Eindrücken, betrat Kalisch nach jahrelanger Abwesenheit die deutsche Heimat. Ein moderner „Gil Blas“ hatte er die verschiedensten Verhältnisse, Personen und Zustände in

Z. f. B. 98/99.

seiner Jugend kennen gelernt, die Freuden und Leiden des Daseins, selbst Mangel und Not erprobt. Abwechselnd Fremdenführer, Kaufmann, Projektenmacher, Arbeiter und Proletarier hatte er tiefe Blicke in das Leben gethan und eine Fülle interessanter Beobachtungen gemacht.

Anfänglich liess er sich in Leipzig nieder, wo er mit Oettinger und Herlosssohn bekannt wurde und für das Witzblatt „Charivari“ und ähnliche Zeitschriften kleine Gedichte und Artikel schrieb. Da er aber in Leipzig zwar Anerkennung, doch keine Honorare fand, so vertauschte er noch einmal die litterarische Laufbahn mit einem Engagement in einem grösseren Speditions- und Kommissionsgeschäft in Berlin. Mit der ihm eigenen Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und kaufmännischer Solidität besorgte er die übernommenen Arbeiten. Nichtsdestoweniger behielt er noch immer Zeit und Lust für seine Lieblingsneigungen. In seinen Mufestunden schrieb er mehrere kleine Theaterstücke, unter ihnen die witzige Bluette „Ein Billet von Jenny Lind“, die jedoch nicht in Berlin, sondern im Schöneberger Sommertheater zum ersten Male aufgeführt und mit dem grössten Beifall aufgenommen wurde.

Aufgemuntert durch den unerwarteten Erfolg bearbeitete Kalisch eine bekannte französische Posse, „Einmalhunderttausend Thaler“, die auf dem früheren Königsstädtischen Theater einen ungewöhnlichen Triumph feierte, da er es verstanden hatte, ein eben so treues als unterhaltendes Bild des damaligen Berlin zu geben und statt der verbrauchten Theater-schablonen wirkliche Menschen, wahre Typen der Gesellschaft, wie den unvergleichlichen „Zwickauer“, darzustellen. Dazu kam noch der, bei der schon vorhandenen politischen Gärung doppelt zündende Dialog voll versteckter, aber wirksamer Anspielungen auf das reaktionär-pietistische Regiment, vor allem aber das in dieser Weise nie zuvor benutzte Couplet mit seinen scharfen Spitzen und treffenden Ausfällen, getränkt in der ätzenden Lauge eines revolutionären Witzes, der sich geschickt unter scheinbarer Harmlosigkeit verbarg und selbst die Polizei zum Lachen zwang.

Mit einem Schlage wurde der kleine unbekannt Kommiss ein populärer, allgemein beliebter Schriftsteller. Das Volk sang seine

leicht fasslichen Lieder auf der Strasse, die Gebildeten lachten über seine geistreichen Einfälle, und seine witzigen Redensarten wurden sprichwörtlich. Die Kritik feierte einstimmig das plötzlich auftauchende Talent und begrüßte ihn als den modernen Aristophanes des neuen Spree-Athen. In der bekannten Hippelschen Weinstube, wo sich um Bruno und Edgar Bauer die jüngste Hegelsche Schule sammelte und mit vernichtender, weltverachtender Kritik den Staat und die Gesellschaft angriff, wurde Kalisch ein angesehener und beliebter Stammgast, und in dem sogenannten „Rütli“, einer zwanglosen Gesellschaft, in der Ernst Kossack, Titus Ulrich, Rudolf Gottschall, Ernst Dohm, Wilhelm Scholz, u. a. m. verkehrten, wurde Kalisch mit Vergnügen aufgenommen.

Hier herrschte jener übermütige Humor, der „höhere Blödsinn“, welcher in der nur von und für Mitglieder geschriebenen und von Scholz illustrierten „Rütli-Zeitung“ seine lustigen Blüten trieb. Durch Dohm und Löwenstein eingeführt, fand Kalisch in dieser Gesellschaft bereits alle Keime und Elemente des künftigen „Kladderadatsch“, die er allmählich in seinem Geiste reifen liess. Ausserdem fehlte es ihm nicht an mehr oder minder nennenswerten Vorbildern des Berliner Witzes und deutschen Humors, wie der komische Beckmann mit dem Eckensteher „Nante Strumpf“, der witzige Glassbrenner, mit „Berlin, wie es ist — und trinkt“ und sein Namensvetter Ludwig Kalisch mit der Mainzer Karnevalsschrift „Narrhalla“.

Alle diese Hilfsquellen geschickt benutzt und den richtigen Augenblick erfasst zu haben, ist das grosse und alleinige Verdienst von Kalisch. Als die Revolution im Jahre 1848 ausbrach, in den Fürstenschlössern die Furcht, in den Ministerhotels Verwirrung und Ratlosigkeit,

in den Volksversammlungen und Klubs der Unverstand und die Phrase, in den Strassen Anarchie und Zuchtlosigkeit herrschten, da entsprang dem Kopf des kleinen David der „Kladderadatsch“, wie die gewaffnete Minerva dem Haupte Jupiters. Mit dem vollständigen Manuskript der ersten Nummer trat Kalisch in das bescheidene Geschäftslokal des Buchhändlers Albert Hofmann, der vorzugsweise sich mit dem Verlage der humoristischen Tageslitteratur befasste, und bot ihm das neue Unternehmen an.

Der Verleger zögerte und forderte einige Tage Bedenkzeit, nach deren Ablauf er sich zwar bereit erklärte, das beabsichtigte Blatt in Kommission zu nehmen, jedoch mit der Bedingung, dass der Autor die Kosten für Druck und Papier tragen sollte. Das vorläufige Honorar für eine Nummer wurde auf einen Friedrichsdor festgesetzt. Einige Tage später riefen die fliegenden Buchhändler in den Strassen Berlins mit lautem Geschrei: „Kladderadatsch, Kladderadatsch!“ — Das Publikum stutzte, wurde aufmerksam, kaufte aus Neugier das neue Blatt, las und lachte über den komischen Leitartikel, bewunderte den scharfen



Verlagsbuchhändler Albert Hofmann.

Witz und die Kühnheit, mit der der Verfasser alle Parteien geisselte, amüsierte sich über die pikante Geschichte einer anrühigen Schauspielerin, und das Glück des neuen Blattes war gemacht, wenn auch kein Mensch und selbst nicht der Vater des Neugeborenen die künftige Grösse und kulturhistorische Bedeutung des kleinen Weltbürgers ahnte.

Aber bevor der „Kladderadatsch“ diese unerwartete Höhe erreichte, musste auch er erst den allgemeinen schweren Kampf um das Dasein bestehn. Obgleich Kalisch mit übermenschlichem Fleisse arbeitete, so vermochte er doch nicht allein die geistigen Kosten seines

Witzblattes zu bestreiten. Er sah sich daher genötigt, geeignete Mitarbeiter zu suchen, die er zum Glück an seinen beiden Vettern und Freunden Rudolf Löwenstein und Ernst Dohm fand, zu denen sich als Vierter der geistreiche Zeichner der „Rütli-Zeitung“, Wilhelm Scholz, gesellte. Durch diese frischen Kräfte gewann das Blatt natürlich an Mannigfaltigkeit, Ab-

so erzählt Schmidt-Weissenfels — an den Minister von Manteuffel nach Berlin: „Kladderadatsch nichts zuleide thun!“ — Auch die demokratischen Parteiführer erkannten die neue Macht an, die schonungslos ihre Hiebe zur Rechten und zur Linken austeilte. Hauptsächlich durch die kühnen Angriffe des witzigen Blattes wurde der gefürchtete Agitator Held



David Kalisch auf dem Schoosse Thalias, in den Armen den Kladderadatsch haltend.

Zeichnung von Herbert König aus dem Jahre 1857.

wechslung und auch an innerem Gehalt. Bald erregten einzelne Artikel ein ungewöhnliches Aufsehn und übten einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die öffentliche Meinung und selbst auf die politischen Verhältnisse aus. König Friedrich Wilhelm IV. wurde ein eifriger Leser und Gönner des Kladderadatsch; selbst witzig, fühlte er eine gewisse Sympathie für den verwandten Geist; als das Staatsministerium das Blatt seiner unverbesserlichen Haltung wegen unterdrücken wollte, telegraphierte er —

von seiner Höhe herabgestürzt und wie so manche andere Grösse entlarvt und lächerlich gemacht.

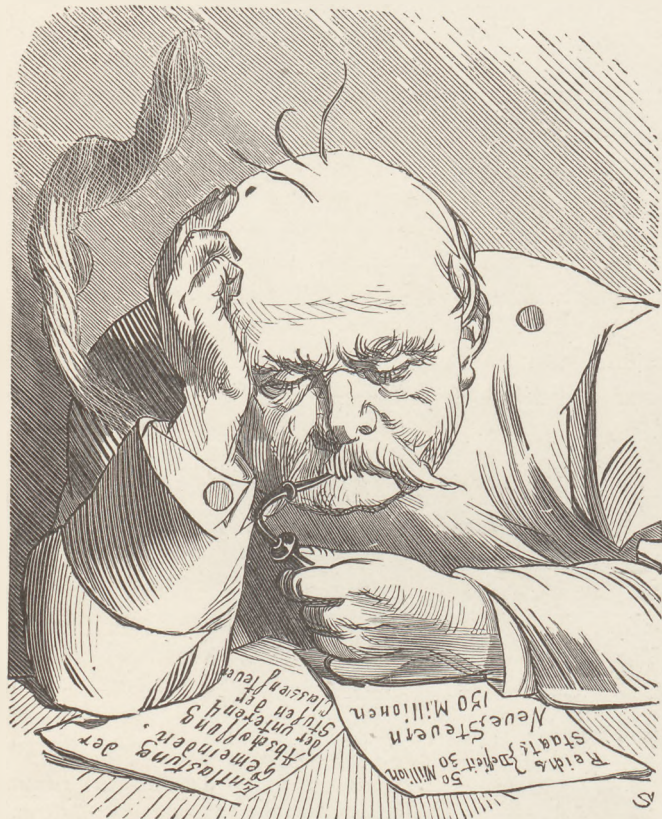
Natürlich fehlte es dem „Kladderadatsch“ auch nicht an erbitterten Feinden, die ihn um jeden Preis zu unterdrücken suchten. Während des Belagerungszustandes von Berlin stand vor allen dieses Blatt auf der Proskriptionsliste der Reaktion. Auch die Mitarbeiter wurden erbarmungslos verfolgt; Löwenstein, der noch Landwehrmann war, sollte vor das Kriegsgericht

gestellt werden. Ein ähnliches Schicksal bedrohte Kalisch und Dohm, dem sich beide durch die Flucht entzogen. In dieser Zeit der grössten Not trat der Verleger Hofmann als rettender Steuermann an das Ruder des dem Untergang geweihten Schiffeins. Er wanderte mit seinem verstossenen Kinde nach Leipzig, wo Ernst Keil, der spätere Begründer der „Gartenlaube“, ihm Unterschlupf gewährte, bis

des Kladderadatsch“. Wrangels und Hinkeldeys scharfen Augen entging indessen auch diese Contrebande nicht, bis die Aufhebung des Belagerungszustandes dem Blatte erlaubte, ohne Visier wieder in Berlin einzuziehen.

Nach beendetem Exil stellte sich jedoch immer mehr die Notwendigkeit heraus, dem Blatte einen eigenen Redakteur zu geben. Mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit und Schüchternheit überliess Kalisch das wichtige, aber gefährliche Amt seinem Freunde und Kollegen Dohm. Dieser hatte in Halle unter Wegscheider und Tholuk Theologie studiert, bereits mit Erfolg gepredigt und als Hauslehrer in einer angesehenen Familie gelebt. Sein Talent und seine Liebe zur Unabhängigkeit führten ihn der Litteratur zu. Einige Zeit schrieb er für den „Gesellschafter“ von Gubitz und für Lehmanns „Magazin für die Litteratur des Auslandes.“ Gleichzeitig leitete er ein Knaben-Pensionat, das er jedoch bald wieder aufgab.

Mit Dohm kam ein neues Leben, ein höherer Aufschwung, ein idealeres Element, eine universellere Richtung in das Blatt. Der spezifische Berliner Witz wurde durch die klassische Bildung, die gediegene Kritik und die poetische Form des neuen Redakteurs geadelt. Der Kladderadatsch feierte gewissermassen seine Wiedergeburt, eine Art Renaissance, die Vermählung des modernen Couplets mit dem antiken Epigramm, des Chansons mit der Parabase, des höheren Blödsinns mit dem aristophanischen Geist. — In ähnlichem Sinn wirkte Rudolf Löwenstein,



Verwendung der Reichssteuern.
„Wohin sollen wir mit all' dem Gelde? Und vor allen Dingen —
woher sollen wir es nehmen?“

Polizeipräsident von Hinkeldey unter dem 9. Dezember 1848 die Rückkehr gestattete. Damit waren aber noch nicht alle Fährlichkeiten überwunden. Im Januar 1849 erfolgte ein neues Verbot; Hofmann und Löwenstein, die mit Ausgewiesenen, siedelten nach Neustadt-Eberswalde über, wo der „Kladderadatsch“ in der Buchdruckerei von E. Müller weiter erschien. Aber auch in Berlin versuchte man ihn um diese Zeit dennoch einzuschmuggeln und zwar zunächst unter dem Titel „Karnevals-Zeitung“ und später als „Fastnachts-Zeitung in der Art

der gründlich gebildete Philologe und Verfasser gemütvoller „Kinderlieder“, durch sein lyrisches Talent und seine schlesische Behaglichkeit, besonders aber durch die ihm angehörenden Freunde „Prudelwitz und Strudelwitz“. Dass aber trotz dieser Umwandlung die ursprüngliche Komik nicht fehlte, dafür sorgte Kalisch mit seiner unerschöpflichen lustigen Laune.

Aus dem blossen Berliner Lokalblatt wurde jetzt ein Weltblatt, aus dem „Organ für und von Bummel“ ein Organ für die Gebildeten der Nation, eine bedeutende litterarische und



Dohms Abschied vom Molkenmarkt.
Zeichnung von W. Scholz.

kulturhistorische Schöpfung für ganz Deutschland, die den grössten Einfluss auf die öffentliche Meinung übte, ein Freund der Freiheit und ein gefürchteter Gegner der Reaktion. Die Zahl der Abonnenten wuchs mit jedem Tage, der Verleger wurde ein reicher Mann, die Mitarbeiter erhielten Ministergehälter und eine zugesicherte Pension für sich und ihre Familien. Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten; noch einmal drohte ein wütender Sturm dem Dasein des „Kladderadatsch“, als Zar Nikolaus von Russland 1852 das von der demokratischen Seuche gereinigte Berlin mit seinem hohen Besuche beehrte. Es galt dem allmächtigen Kaiser eine bessere Meinung von der Bevölkerung beizubringen und einen schmeichelhaften Empfang zu bereiten, wozu der damalige Polizeipräsident von Hinkeldey die nötigen Massregeln verordnete. Auf seinen Befehl mussten sämtliche Berliner Zeitungen dem gefürchteten Zaren huldigen und die Stadt das freudigste Gesicht machen. Nur der verwegene „Kladderadatsch“ wagte zu widerstehen und mit dem allmächtigen Autokraten anzubinden, vor dem Fürsten und Völker zitterten. Einige Witze über die befohlene Fälschung der öffentlichen Meinung, über die

gemachte Begeisterung versetzten Hinkeldey in unbeschreibliche Wut. Kalisch und Löwenstein wurden ohne Erbarmen abermals ausgewiesen, bei Dohm wurde Haussuchung gehalten und dessen Papiere mit Beschlag belegt.

Zwar kehrten die Verbannten, nachdem sich das Ungewitter verzogen, heimlich wieder nach Berlin zurück und wurden von den nachsichtigen Behörden stillschweigend geduldet, aber über ihrem Haupte schwebte fortwährend das Damoklesschwert der polizeilichen Willkür. Erst der Vermittlung einflussreicher Gönner, besonders den Bemühungen des Redakteurs Adami, des Geheimen Hofrats Louis Schneider und des Gartendirektors Lenné gelang es, den Bann aufzuheben und die vollständige Begnadigung der armen Sünder durchzusetzen. Von der schweren Sorge um die Existenz und von ferneren Verfolgungen befreit, widmeten die Mitarbeiter ihre ganze Kraft dem geretteten Blatt. Immer frischer und fröhlicher entwickelte sich ihr Humor, und immer grösser wurde die Zahl der Abonnenten und ihr Leserkreis.

Zu den vielen Gönnern des „Kladderadatsch“ zählte auch Bismarck, nachdem ein zwischen ihm und der Redaktion ausgebrochener Konflikt (im Dezember 1849) wegen einer unabsichtlichen Beleidigung seines Hauses auf eine für beide Teile gleich ehrenvolle Weise beigelegt war. Bei dieser Gelegenheit schrieb Bismarck, der damals noch Bundestagsgesandter in Frankfurt war, den folgenden charakteristischen Brief an Dohm:



Crino-caro-line. — Spottbild von W. Scholz.
Dohm unter der Crinoline (im Gefängnis des Molkenmarkts), links Kalisch, Löwenstein und Scholz, rechts Kladderadatsch mit Schulze und Müller.

„Ew. Wohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für die offene und zufriedensstellende Art, in der Sie die Güte gehabt haben, mein Schreiben zu beantworten. Ich freue mich, dass ich mich in der Voraussetzung nicht getäuscht habe, dass neben einer politischen Farbe, die sich auch unter veränderten Umständen gleich bleibt, auch das Vorhandensein einer ehrenhaften Auffassung von Privatverhältnissen anzunehmen sei. Mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster

Bismarck.“

Seitdem herrschte zwischen den beiden Mächten Eintracht, Friede und Freundschaft, und als Bismarck als Ministerpräsident nach Berlin berufen war, empfing er den Redakteur Dohm als einen der ersten Besucher, den er einer langen und inhaltsreichen Unterredung würdigte. Dafür fand er auch am „Kladderadatsch“ einen ebenso tapfern als einsichtsvollen Bundesgenossen im Kampfe gegen seine Feinde, besonders gegen Frankreich und Louis Napoleon, den das witzige Blatt in Wort und Bild mit scharf geschliffenen Waffen gewaltig angriff und dessen Ansehn in Deutschland und ganz Europa der „Kladderadatsch“ wesentlich vernichten half, wodurch er sich ein grosses patriotisches Verdienst erwarb und seine politische Bedeutung zeigte.

Dankbar für die ihm geleisteten Dienste, schützte Bismarck seinen Freund bei mancher Gelegenheit. Trotzdem fehlte es auch in diesem freundschaftlichen Verhältnisse nicht an kleinen Zwistigkeiten und Reibungen, da „Kladderadatsch“ kein byzantinischer Schmeichler und Augendiener war, sondern den Mut seiner Meinung behauptete. Als der lustige Schalk die neuen Schutzzölle des Reichskanzlers in einem ziemlich unschuldigen Bilde anzutasten wagte, wurden der Verleger und Redakteur je mit einer Busse von 200 Mark belegt, worüber „Kladderadatsch“ folgende Verse an seinen „Otto“ richtete.

„Ich werd' es tragen, wie ich Manches trug,
Und auch von diesem Schmerz werd' ich genesen;
Doch wollt ich wohl, die mir die Wunde schlug,
Wär' eines andern Mannes Hand gewesen.
Indes — vielleicht schon reut Dich, dass Du mir
So hart begegnet bist in Deinem Grimme;
Vielleicht ruft in Dir selbst schon eine Stimme:
Nein, Otto, nein, das war nicht hübsch von Dir!“ ..

Auch in diesem Falle bewährte sich das alte Sprichwort: „Was sich liebt, neckt sich.“ „Kladderadatsch“ blieb seinem Otto treu bis zum letzten Augenblick, und als der Reichskanzler seinen Abschied nahm und sich zurückzog, rief ihm der kleine Freund mit weinenden Augen ein schmerzliches Lebewohl zu:

„Heil Dir, o Fürst! So lange auf dem Erdenrund
Noch Deutsche wohnen, wird die stolze Kunde nicht
Von dem versterben, was Du für Dein Volk gethan. —

„Heil Dir, o Fürst! Beschieden sei Dir's lange noch,
Mit rüstgem Schritt im Sachsenwald Dich zu ergehn.
Und oftmals magst Du feiern noch den frohen Tag,
Der uns den besten Deutschen hat dereinst geschenkt.“ —

„Kladderadatsch“ selbst blieb nicht verschont von schweren Schicksalsschlägen. Im Jahre 1872 erkrankte David Kalisch und starb, beweint von seinen zahlreichen Freunden. In kürzeren und längeren Zeiträumen folgten ihm Ernst Dohm, Albert Hofmann, Wilhelm Scholz und zuletzt auch Rudolf Löwenstein nach langer geistiger Umnachtung, die ganze lustige Gesellschaft, die ein glücklicher Zufall zusammengeführt und so innig verbunden hatte. Zwar überlebte „Kladderadatsch“ seine unersetzlichen Verluste und suchte durch neue Kräfte die entstandenen Lücken so gut als möglich auszufüllen, aber die veränderten Zeitverhältnisse waren ihm nicht so günstig, wie in den glücklichen Jahren seiner Jugend und seiner Blüte. Dennoch wird er fortleben in der Geschichte und sein Name noch von der Nachwelt stets mit einem heiteren Lächeln begrüsst werden. . .

Ich möchte mir zu dem Artikel des Herrn Dr. *Max Ring* noch einige Zusätze erlauben. Über die Gründungsgeschichte des „Kladderadatsch“ ist bisher wenig mehr in die Öffentlichkeit gelangt als das, was Dr. Ring in obigem wiedererzählt hat. Am 7. Mai d. J. feierten der Verlag und die Redaktion des Blattes im Kreise engerer Freunde den fünfzigsten Geburtstag des „Kladderadatsch“, den auch Fürst Bismarck nicht vorübergehen liess, ohne dem alten Freunde und Gegner einen Glückwunsch und ein Grusswort zu senden. Bei dieser Gelegenheit erschien ein Büchelchen „*Der Kladderadatsch und seine Leute 1848—1898*“, das

mancherlei Neues und Interessantes zur Geschichte des vielgenannten Witzblattes bringt. Zunächst in Bezug auf die Namenstaufe. Kalisch war mit seiner Idee schon bei Hofmann gewesen, und Hofmann hatte sich einverstanden erklärt, sie auszuführen. Er hatte auch bereits eine Titelvignette gefunden, die ihm für das Blatt passend und charakteristisch erschien, die feiste Kladderadatschbüste, die den Leser seit fünfzig Jahren unverändert mit schlaun Philisteraugen anschaut und mit dem Finger auf den Inhalt der ersten Seite hinweist. Durch einen glücklichen Zufall war Hofmann in den Besitz dieses charakteristischen Bildes gelangt, das nicht besonders für den „Kladderadatsch“ gezeichnet worden, sondern älteren Ursprungs war. Der Kopf hatte nämlich schon den Umschlag des 1847 bei B. Senff in Leipzig erschienenen „Anekdotenjügers“ geschmückt und hatte bei einer Abonnementsaufforderung in No. 52 desselben Blattes nochmals Verwendung gefunden. Ein lustiger und talentierter Commis, dessen Name unbekannt geblieben ist, hatte ihn gezeichnet; Hofmann, der von Senff häufiger Clichés erwarb, kaufte den Kopf, und an einem Apriltage 1848 brachte er den Holzschnitt mit in die Hippelsche Weinstube am Alexanderplatz in Berlin, wo er sich mit Kalisch und dem Schriftsteller Julius Schweitzer verabredet hatte. Man plauderte über das neue Blatt und beriet den Namen, den es erhalten sollte, als plötzlich der Jagdhund eines anderen Gastes, von irgend jemandem gehetzt, durch das Lokal zu rasen begann, das Tischchen umstiess, an dem Hofmann, Schweitzer und Kalisch sassen, und Teller, Gläser und Flaschen mit lautem Geklirr zu Boden warf. „Kladderadatsch!“ rief Kalisch aus — und „Kladderadatsch!“ wiederholten die beiden Freunde. Und plötzlich jubelte Kalisch auf — gab es denn einen besseren Namen für das neue Blatt, als dieser Ausruf „Kladderadatsch!“ — Der Zufall wollte, dass der Zeichner des Titelpopfs in die rechte Backe als eine Art Vexierbild einen Hundekopf hineinkomponiert hatte — damit kam auch der ungestüme Köter zur Geltung, der die äussere Veranlassung zu dem Taufakt gegeben hatte. Wie populär Mann und Kopf allmählich wurden, beweisen schon die zahlreichen Nachahmungen, die der „Kladderadatsch“ u. a. auch bei kaufmännischen Re-

klamen, Festzeitungen u. dgl. m. erfuhr. Bei seinem Eintritt in die Welt nannte sich der „Kladderadatsch“ bekanntlich in Berlinerisch grammatikalischer Bummelerei „Organ für und von Bummeler“. Am 5. August 1849 verschwand diese Bezeichnung und „Humoristisch-satyrisches Wochenblatt“ trat an ihre Stelle. Erst in der Nummer vom 16. April 1870 wurde aus dem Satyr eine Satire, und „Kladderadatsch“ nannte sich rechtschreibend nunmehr ein „humoristisch-satyrisches Wochenblatt.“ Dagegen hat sich der Ausspruch: „Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Wochentage,“ ein Einfall Glassbrenners, bis heute erhalten — ebenso der „Wochenkalender“ zu beiden Seiten des Titelpopfs. Die prosaischen Leitartikel des ersten Jahrganges (den die Verlagshandlung als willkommene Jubiläumsgabe im Neudruck verausgabte hat) wichen mit der Zeit poetischen Ergüssen, die bei ersten Ereignissen und in verhängnisvollen Zeiten nicht selten eine klassische Höhe erreichten.

Die humorvollen „Illustrierten Rückblicke“ begannen in den Nummern 59 und 60 des Jahrganges 1856. Die volkstümlichen Typen Schultze und Müller treten in No. 8 von 1848 in einer uns heute nicht mehr verständlichen Unterhaltung zum ersten Male auf; übrigens hatte Hofmann auch das Urbild *dieser* Gruppe von Senff in Leipzig erworben. Strudelwitz und Prudelwitz, Löwensteins Erfindung, tauchen schon in No. 3 des ersten Jahrganges auf. Der geistige Vater des Zwickauer war Kalisch; auch der gelehrte Quartaner Karlchen Miessnick und sein Freund Adolar Stint stammten von ihm, ebenso die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Bierphilisterresumés „Unter den Tulpen“ und „Bei der Weissen.“ In neuerer Zeit haben sich noch andere Typen zu den alten gefunden, so beispielsweise der Aeolsharfensänger Hunold von der Havel, den meines Wissens der lustige Chemiker Jakobsen ersonnen und erdichtet hat.

Verantwortlich für die Redaktion zeichnete bis No. 28 von 1848 die Verlagshandlung, von No. 29 bis 32 kommt das Leipziger Interregnum mit Ernst Keil & Co. an die Reihe, No. 32 bis No. 2 1849 zeichnete wieder der Berliner Verlag und von No. 3 bis No. 20 Rudolf Löwenstein. Von da ab bis zu seinem Tode, 5. Februar 1883, übernahm Dohm die



Der Abschied Bismarcks vom Kladderadatsch.
Zeichnung von G. Brandt.

Leitung der Redaktion; ihm folgte nochmals Löwenstein und nach dessen Ausscheiden im Jahre 1886 Johannes Trojan.

Löwenstein und Dohm standen Kalisch schon in den ersten Monaten des Bestehens des Blattes zur Seite. Im Jahre 1862 trat Trojan ein, 1883 Wilhelm Polstorff, der schon seit 1874 Beiträge geliefert hatte — 1890 als jüngstes Mitglied endlich Paul Roland, der „Bildererfinder.“ Zu den auswärtigen Mitarbeitern der ersten Zeit zählten vor allem: Glassbrenner, Buddelmeyer-Cohnfeld, Dove, Kossack, Herwegh (der seine Beiträge G. H. zeichnete), Albert Wolff, der spätere „Figaro“-Redakteur, Prutz und Dingelstedt, zu denen in späteren Jahren Emil Jakobsen, Heinrich Seidel, Lohmeyer u. a. traten. Als Zeichner begann Wilhelm Scholz schon in der zweiten Nummer seine Tätigkeit; von Zeit zu Zeit lieferten aber auch Albert Wolff, der den Stift ebenso gewandt führte wie die Feder, Carl Reinhardt, Löffler, Steinitz, Trützel, Schroeder illustrierte Beiträge, denen sich öfters auch der geniale Constantin von Grimm zugesellte, ehemals Offizier beim Ersten Garderegiment, dann Herausgeber eines eigenen Witzblattes, des „Puck,“ das den „Kladderadatsch“ bitter zu bekämpfen pflegte. In den letzten Lebensjahren von Wilhelm Scholz assistierten ihm die vortrefflichen Karikaturisten Jüttner und Retemeyer: an ihre Stelle sind gegenwärtig die Zeichner Brandt und Stutz

getreten. Unter den „unfreiwilligen“ Mitarbeitern nahm vom Staatsstreich ab „ER“ die erste Stelle ein. Der Napoleonsbilder im „Kladderadatsch“ sind Legion; No. 4 von 1850 bringt den Usurpator zum ersten Male, wie er sich mit dem damals in Paris weilenden Kalisch vertraulich unterhält. Der geharnischte Spott, mit dem er Napoleon verfolgte, trug ihm oft genug Verwarnungen ein; seine erste Haft aber hatte er einer *Dame* zu verdanken, der Fürstin Karoline von Reuss ältere Linie, deren „Prinzessinsteuer“ er in einem lustigen Lied vom 15. November 1863 glossierte. Das Gedicht stammte von Trojan, aber Dohm musste dafür brummen. Einige Tage vor Dohms Haftentlassung brachte der „Kladderadatsch“ das auch hier wiedergegebene „Crino-caro-linen“-Bild. König Wilhelm amüsierte sich köstlich darüber, und da zufällig an diesem Tage Ministerpräsident von Bismarck Vortrag beim Könige hatte, so sprach man über die gelungene Karikatur, und Bismarck schlug vor, dem eingesperrten Redakteur den Rest seiner Strafe zu schenken. Bismarck selbst teilte dies Dohm in einem liebenswürdigen Briefe mit, der mit folgender Mahnung endete: „Darf ich eine persönliche Bitte an diese Mitteilung knüpfen, so ist es die, die arme Karoline nun ruhen zu lassen . . .“ Und Karoline erhielt ihre Ruhe. Damals hatte Dohm für Trojan sitzen müssen; heute muss Trojan für die Idee und Zeichnung eines Andern in das Gefängnis spazieren . . .



Kladderadatsch, Napoleon skizzierend.
Zeichnung von W. Scholz.

Über Bismarck und den „Kladderadatsch“ hat der Verlag selbst eine ganze Litteratur veröffentlicht.¹ Bildlich erschien Bismarck zum erstenmale in der No. 45 vom 4. November 1849 in der als „Peter von Amiens und die Kreuzfahrer“ persiflierten Gruppe der Kreuzzeitungspartei. Erst nach 1853 finden wir das typische Gesicht Bismarcks; die No. 20 vom 3. Mai 1863 bringt ihn zuerst mit den charakteristischen drei Haaren, die der scheidende Kanzler dem „Kladderadatsch“ in der No. 14/15 von 1890 beim Abschiede zurücklässt (siehe die Seite 184 wiedergegebene Abbildung). In den Stürmen der 1848er Zeit war der „Kladderadatsch“ ausgesprochen demokratisch; unter Löwenstein lenkte er sodann in das Fahrwasser des politischen Fortschritts ein, bis er unter Trojan bei einer gewissen Annäherung an den Nationalliberalismus eine objektivere Haltung in der Politik einnahm, d. h. sich über die Parteien zu stellen suchte. Trojan selbst hat sich bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Geburtstagfeier des „Kladderadatsch“ sehr witzig über diese „Wandlung“ ausgesprochen; der „Kladderadatsch“ erreichte schliesslich das, was er wollte:

er *verdarb es mit allen Parteien*, um fessellos an allen seinen Witz üben zu können. Für ein politisch-satirisches Blatt vielleicht der richtigste Standpunkt.

Von den Gründern des Blattes weilt keiner mehr unter den Lebenden. Kalisch starb, noch nicht 53 Jahre alt, 1872; 1880 folgte ihm Albert Hofmann, zwei Jahre später Dohm, dann Löwenstein und Scholz, die beiden lustigen Kumpane in geistiger Umnachtung. Nach dem Tode des ersten Verlegers übernahm den Verlag dessen Sohn, Rudolf Hofmann, der ihn noch heute mit voller Energie leitet.

Auch der „Kladderadatsch“ hat seine Pfeile zuweilen auf Ziele gerichtet, die er aus monarchischem Respekt hätte verschonen sollen. Das ist eine persönliche Ansicht, der man aus dem Wesen der Satire heraus widersprechen kann. Eins muss man dem „Kladderadatsch“ jedenfalls nachrühmen: er hat stets den Mannesmut gehabt, unter Schelle und Pritsche tapfer und furchtlos für die Wahrheit zu kämpfen und nach besten Kräften dem Vaterlande zu dienen, und zu allen Zeiten hat über seinem Haupte die *nationale Fahne* geweht. F. v. Z.

¹ *Bismarck-Album des Kladderadatsch 1849—1890*. Mit 300 Illustrationen von Wilhelm Scholz und vier facsimilierten Briefen des Reichskanzlers. Einleitung von Rudolf Genke. 1895. — *Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch*, mit Erläuterungen herausgegeben von Horst Kohl und vielen Illustrationen von W. Scholz und G. Brandt. 2. Tausend 1894. — *Der Kladderadatsch und seine Leute*. Ein Kulturbild. 1898. Alles bei A. Hofmann & Co. in Berlin.



Aus alter Zeit.

Zeichnung von W. Scholz aus der Festnummer des „Kladderadatsch“ zu Bismarcks 80. Geburtstag.

Die dritte Ashburnham-Auktion.

Von

Otto von Schleinitz in London.



Am 9. Mai begann bei Sotheby in London der Verkauf des letzten Drittels der durch den verstorbenen Grafen von Ashburnham begründeten Büchersammlung. An diesem Tage wurden 196 Nummern verauktioniert, die einen Erlös von 45 360 Mark ergaben. Die bedeutendsten Bücher und die dafür gezahlten Preise waren folgende: Phoebus, Comte de Foix „Phébus des deduz de la Chasse des Bestes Sauvages“, Paris, Vêrard, ungefähr 1507, ein vollkommenes Exemplar dieses sehr raren Werkes, 1000 M. (Quaritch). Die seltene Ausgabe von „Proenico di Ser Alesandro Braccio al prestantissimo Giovanni Lorenzo di Pier Francesco de medici“, Florenz, undatiert, brachte 1800 M. (Quaritch); Plinius Secundus „Historia Naturalis lib. XXXVII“, auf Velin gedruckt von Jenson, Venedig 1472, im besten Renaissancestil illuminiert, 3800 M. (Quaritch); eine andere Ausgabe desselben Werkes „tradosta di lingua Latina in Fiorentina“, von Landino, 1476, gleichfalls von Jenson auf Velin gedruckt, 1600 M. (H. Yates Thompson); Pluvinel „L'Instruction du Roy en l'exercice de monter à Cheval“, 1627, mit kolorierten und mit Gold gehöhten Kupferstichen, 1360 M. (Thompson). Die Serie „Prayer-books“ umfasste 50 Nummern; die nachstehenden waren darunter die bemerkenswertesten: Ein schönes und sehr seltenes Exemplar von dem unter Elisabeth gebräuchlichen „Common Prayer-book“, 1559, vollständig, 4800 M. (Quaritch); eine spätere Ausgabe, von der das vorliegende Exemplar allein den Psalter enthält, 2960 M. (Field & Co.); ein Exemplar der ersten Ausgabe von John Knox' „Liturgy“, 1566, mit dem Wappen des Herzogs von Bedford, 3000 M. (Quaritch); „The Booke of Common Prayer“, 1604, von R. Barker gedruckt, 1620 M. (Field & Co.); „Prymer of Salysbury Use, newly empynted al Paris“, 1531, auf Velin, sehr selten, 1700 M. (Quaritch); „A Goodly Prymer in English, printed in Fleet-street by John Byddell for Wylliam Marshall, June 16, 1535“, auf Velin, vollständig, wahrscheinlich ein Unicum, 4500 M. (Quaritch). Von den 19 Ausgaben des Psalter ist die nachstehende hervorzuhoben: „Psalterium ex mādato victoriosissimi Anglie Regis Henrici Septimi“, 1504, aus der Offizin von William Facques, mit dem Autographen von Arthur Nowell 1588, nur noch in zwei anderen Exemplaren bekannt, 2000 M. (Quaritch).

Am zweiten Tage wurde die Summe von 43 718 Mark erreicht. Besonders erwähnenswert sind nachstehende Werke: Claudius Ptolemeus „Cosmographia“, ein vollständiger Satz von 27 Karten, die seltene von Peter de Turre 1490 in Rom hergestellte Ausgabe, 310 M. (Stevens); F. Rabe-

lais „Les Oeuvres“, 1556, die vier ersten Teile enthaltend, 250 M. (Ellis); „La Plaisante et Joyeuse Histoyre du Grand Geant Gargantua“, die vier ersten „Livres“; drei davon in der Original-Valence-Ausgabe, die nach Brunet nur noch in zwei Exemplaren bekannt ist, 1260 M. (Quaritch); „Les Songs Drolatiques de Pantagruel“, 1556, ein schönes Exemplar der ersten Ausgabe, 820 M. (Bain); Sir Walter Raleigh „The Discoverie of the Large, Rich, and Bewtiful Empire of Guiana“, 1596, erste Ausgabe, sehr selten, 620 M. (Jackson). Vier kleine Quartbände, enthaltend 124 italienische Stücke, bekannt unter dem Namen „Rappresentationi“, gedruckt Ende des XVI. oder Anfang des XVII. Jahrhunderts, jedes Stück in der Regel aus 8—10 Blättern bestehend, brachten 14 240 M. Drei Bände kaufte Mr. Aubrey, den vierten M. Quaritch. Der Roman de la Rose, mit sämtlichen Holzschnitten, das Titelblatt in Facsimile, erzielte 7100 M. (Pickering).

Ein ähnliches Resultat wie das der beiden Vorgänger wurde am dritten Tage in Höhe von 56 913 Mark erreicht. Den bemerkenswertesten, wenn auch nicht den höchsten Preis erzielte ein nicht beschnittenes Exemplar der ersten Ausgabe von Walter Scotts „Waverley“, 1814 durch Constable veröffentlicht, mit 1560 M. (Pickering). Das sogenannte Gibson Craig-Exemplar, ein vollkommen gleiches Objekt wie dieses, wurde vor zehn Jahren nur mit 210 M. bezahlt. Demnächst gelangten die Folio-Ausgaben Shakespeares zum Verkauf. Die Ausgabe von 1623 erstand Sotheran für 11 700 M.; R. Scott „The Discoverie of Witchcraft“, 1584, ein schön erhaltenes Exemplar, 1040 M. (Jackson); „Paradoxes of Defence“, 1599, ein sehr interessantes Buch, weil es einige Scenen Shakespeares und anderer Dramatiker unter Elisabeth illustriert, 1440 M. (Quaritch); „Why Come ye Nat to Courte“, gegen 1520, die sehr seltene erste Ausgabe, deren Inhalt eine Satire auf den Kardinal Wolsey bildet, geschrieben von John Skelton, 1365 M. (Bain); „Speculum Christiani“, lateinisch und englisch, um 1484, London, aus der Offizin von Machlinia, 4600 M. (Pickering); „Speculum Vitae Christi“, schönes Exemplar mit einigen ganz unbedeutenden Defekten, ungefähr 1480 von Caxton gedruckt, 10200 M. (Pickering). Blades zählt in seinem Werke nur 10 und meistens defekte Exemplare auf. Dies Buch kostete dem Grafen Ashburnham nicht mehr als 500 M.

Das Interesse des kauflustigen Publikums hatte sich am vierten Tage etwas abgeschwächt, so dass die Einnahme nur 27 813 M. betrug. Bedeutendere Werke wurden aber trotzdem gut bezahlt: M. Stevenson, „The Tweloe Moneths“, 1661, sehr

selten, 490 M. (Quaritch); Jonathan Swift, ein schönes Exemplar der ersten Ausgabe von „Gulliver's Travels“, 1726, extrafeines Papier, 1220 M. (Stevens); T. Tasso „Rime et Prose“, von Clovis Eve gebunden, mit der Devise der Marie-Marguerite de Valois, Saint-Remy 1589, nur Teil III und IV, 1020 M. (Quaritch); der erste und zweite Teil des Werkes, gleichfalls von Eve für Margarete von Valois gebunden, wurde im Jahre 1882 in der Hamilton-Auktion verkauft. R. Taverner „The Confessyon of the Fayth of the Germaines“, übersetzt von Taverner im Auftrage von Thomas Cromwell, 1536, kam auf 1220 M. (Bain); Terentius „Book of Sentences“, lateinisch und englisch, wahrscheinlich ein Unikum, London, von Machlina gedruckt (von den 32 Blättern des vollständigen Exemplars sind 2 abhanden gekommen) 4020 M. (Quaritch); Terentius „Guidonis Juvenalis natione Cenoniani in Terentium Familiarissima Interpretatio“, 1493, mit vielen interessanten Holzschnitten, 1420 M. (Pickering). Von den 69 zur Versteigerung gelangten Testamenten war die grössere Anzahl unvollständig. Die erste kombinierte Ausgabe von Tyndales englischem und des Erasmus lateinischem Testament, 1538, mit zwei fehlenden Blättern, kaufte Sotheran für 1140 M., und dasselbe Buch, aber von 1549 datiert, erstand er für 1020 M. Tyndales Testament, 1548, von R. Jugge hergestellt, 2600 M. (Quaritch). Das sehr seltene, 1557 in Genf gedruckte Neue Testament, in welchem zum erstenmale in der englischen Übersetzung die Einteilung des Textes in Verse geschieht, brachte 560 M. (Quaritch).

Der fünfte Tag ergab einen Erlös von 39687 Mark. Der „Tewrdanck“, 1517, Nürnberg, mit 118 Holzschnitten nach Zeichnungen von Hans Scheufflein, ein schönes Exemplar, 6200 M. (Quaritch); Tondalus „Libellus de Raptu Anime Tundali et eius Visione“, gotische Buchstaben, absque ulla nota (wahrscheinlich aber 1475) 960 M. (Bain); „A Boke of Divers Ghostly Matters“, von Caxton ungefähr 1490 gedruckt, ein gut erhaltenes Exemplar, 6200 M. (Quaritch). Letzterer erstand auch die beiden folgenden Werke von George Turberville „The Booke of Faulconrie or Hawking“, 1575, editio princeps, 1000 M. und „The Noble Arte of Veneri or Hunting“, 1575, erste Ausgabe, 1020 M. Robertus Valturius „De Re Militari lib. XII“, 1472, die äusserst seltene erste Ausgabe, 4380 M. (Dobell). „Viazo da Venesia al Sancto Jherusalem et al Monte Sinai“, 1500, obgleich sehr selten, erzielte nur 800 M.; Virgil „Opera“, von Heinsius herausgegeben, Elzevir, 1676, 225 M. (Quaritch); „Burolica Virgilii cum Commento Familiari“, 1529, von Wynkyn de Worde gedruckt, unvollständig, 620 M. (Quaritch).

Der letzte und sechste Auktionstag wies ein

Resultat von 64936 M. auf, sodass im ganzen für das letzte Drittel der Ashburnham-Bibliothek 278427 Mark gezahlt wurden. Kleinere Irrtümer oder Ungenauigkeiten in diesen Zahlenangaben sind indessen nicht ausgeschlossen, da hin und wieder einzelne Bücher nicht abgenommen werden oder wegen entdeckter Fehler u. s. w. nachträglich geringer in Ansatz kommen. Die erste Ausgabe der ersten vier Bücher von Virgils „Aeneide“ in englischer Sprache, von John Pates 1582 in Leyden gedruckt, ergab 2160 M.; Voragine „La Legende Dorée“, illuminiert, das Exemplar des Herzogs von Sussex, 1493, auf Velin, 3300 M.; Voragine „Legendario de Sancti“, 1499, ein Band, 2400 M.; „Voragines Legende Aurea, that is to saye in Englyshe, the Golden Legend“, gotische Buchstaben, unvollständig, Caxton 1493, in defektem Zustande, 3020 M. Ein anderes von Wynkyn de Worde 1498 gedrucktes Exemplar brachte 1000 M. Die ersten 5 Ausgaben von Waltons „Compleat Angler“, wahrscheinlich ein Unikum, 1653—1676 gedruckt, 16000 M. Wolfium von Eschenbach, Parzifal und Titurell, die Originalausgabe, 1477, lith. got. Buchstaben, 1620 M.; „The Bokys of Hawking and Hunting, by Dame Juliana Barnes“, erste Ausgabe, 1496, unvollkommen, gotische Buchstaben, in St. Albans gedruckt, 2400 M.; Caxtons „Chaucers Canterbury Tales“, erste Ausgabe, nur 295 Blätter (vollständig 372), 1478 gedruckt, 4600 M.; dasselbe als Fragment von 277 Blättern, 1200 M., und als Fragment von 165 Blättern, 1220 M. „Canterbury Tales“, zweite Ausgabe, 1484, Westminster, von Caxton gedruckt, 2000 M.; John Gowers „Confessio Amantis“, Westminster 1484, gotische Buchstaben, von Caxton hergestellt, unvollständig, 2000 M.; Du Saix (Fraire Antoine) „Lesperon de Discipline“, Velin, gotische Buchstaben, 1532, aus der Offizin von Koehler, 3020 M. Da auch an diesem Tage Mr. Quaritch die bedeutendsten Werke erwarb, so kann man wohl mit Recht behaupten, dass der Löwenanteil der Ashburnham-Bibliothek in seinen Besitz übergegangen ist. Wenn auch einzelne Bücher recht gut bezahlt wurden, so hat sich im ganzen doch die Unsicherheit der politischen Verhältnisse fühlbar gemacht. Die beiden ersten Drittel der Sammlung hatten den Betrag von 966009 Mark ergeben, so dass unter Hinzurechnung des Erlöses des letzten Drittels in Höhe von 278427 Mark, die Totalsumme von 1244436 Mark erreicht wird. In den nächsten Monaten soll bei Sotheby ein vollständiges Preisverzeichnis der drei Ashburnham-Auktionen erscheinen, durch welches, wie bereits oben angedeutet, kleinere Änderungen von Preisangaben, sowohl für einzelne Bücher, als auch für das Gesamtergebnis, entstehen können. Im allgemeinen dürfte die Differenz jedenfalls keine erheblich grosse sein.



Kritik.

Johannes Brahms. Von Professor Dr. *Heinrich Reimann.* Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie. (M. 3.50.)

Unserer Zeit kann man mit Recht nachsagen, dass sie den Autoritäten auf jedem Felde der menschlichen Leistungen mit der gebührenden Achtung und Verehrung entgegen kommt und — was nicht zu vergessen ist — sie auch der irdischen Sorgen enthebt. Die Verlags-Gesellschaft Harmonie in Berlin, im Jahre 1897 gegründet, bestehend aus einer Anzahl litterarisch gebildeter Männer, unter der künstlerischen Leitung des Professors Dr. Heinrich Reimann, Bibliothekars der Königlichen Bibliothek, hat sich zur Aufgabe gestellt, unsere neueren bedeutenden Musiker durch ausführlichste Biographien in schmuckem Gewande weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die erste Ausgabe behandelt das Lebensbild *Johannes Brahms* von Prof. Dr. Heinrich Reimann. Mit gewandter Feder verbindet er den Schriftsteller mit dem Urteile des Musikers und Kritikers. Das Leben Brahms bietet nur wenig Abwechslung. Er wurde am 7. Mai 1833 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Johann Jakob, aus Heide im Dithmarschen, arbeitete sich aus eigener Kraft zum Musiker empor, wurde Contrabassist am Hamburger Theaterorchester und spielte auch zum Tanze auf. Die musikalischen Anlagen des jungen Johannes zeigten sich sehr früh, und der Vater sorgte dafür, soweit seine beschränkten Mittel es erlaubten, dieselben auszubilden und nutzbar zu machen. Ein Glück für ersteren war es, dass er neben der praktischen Ausbildung an dem Theoretiker *Eduard Marxsen* in Hamburg einen Mann fand, der seine bedeutenden Kompositionstalente erkannte und sich des Knaben ohne Entgelt mit Liebe annahm. Seine Jugendzeit war mühevoll: am Tage musste er die Märsche und Tänze für Blechmusik arrangieren und Nachts zum Tanze aufspielen, um zum Unterhalte der Familie mit beizutragen. Am 21. September 1848 hielt ihn sein Lehrer für reif, sich als Klaviervirtuose öffentlich vorzustellen. Charakteristisch ist das Programm, denn neben allerlei damals im Schwange befindlichen Virtuosenstücken, wie Rosenhain, Döbler, Marxsen, stand auch eine Fuge von *Sebastian Bach*; sie bildete das Sinnbild der künftigen Richtung seiner eigenen Laufbahn. Am 1. März und 14. April 1849 folgten weitere öffentliche Kunstgebungen, in denen er neben Beethovens grosser Sonate in C_{d.} (op. 53) auch eine eigene Komposition vortrug. Die folgenden Jahre bis 1853 waren ernsten Studien geweiht, doch in letzterem Jahre bewog ihn der Violinist *Eduard Remenyi*, der zur Zeit in Hamburg konzertierte und Brahms kennen gelernt hatte, mit ihm eine Künstlerfahrt durch Norddeutschland zu machen. Das erste Ziel war Göttingen, wo sie *Joseph Joachim* trafen, der als Hospitant an der Universität historische und philosophische Vorlesungen bei Waitz und Ritter hörte, nachdem er soeben auf dem rheinischen Musikfeste mit dem Vortrage des Beethovenischen Konzerts sich als gottbegnadeter Künstler gezeigt hatte. Hier lernte er den zwei Jahre jüngeren Brahms kennen, der ihn durch sein Spiel und seine

Kompositionen fesselte und mit dem er einen Bund fürs Leben knüpfte. Von Göttingen reisten die beiden Künstler nach Hannover, dann nach Weimar. Nun trennte sich Brahms von Remenyi, denn Liszt verstand es, den jungen Mann an sich zu ketten, und erst nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte ging er nach Göttingen zu Joachim zurück. Die Konzerttour scheint recht einträglich gewesen zu sein; nach kurzem Aufenthalte folgte bald eine Reise nach der Schweiz, sodann zu Fuss den Rhein abwärts nach Bonn, wo Brahms die Bekanntschaft von Wasielewski, des Violoncellisten Reiners und Wüllners machte, die er durch seine Kompositionen begeisterte. Anfang Oktober befand er sich in Düsseldorf und besuchte Robert Schumann; wie tief der Eindruck war, den letzterer empfing, beweisen sein Urteil über Brahms in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ vom 23. Oktober 1853 S. 484 und die Briefe, die er an Breitkopf & Härtel in Leipzig schrieb. Die Leipziger Verleger wollten Brahms selbst hören; am 17. Dezember 1853 trat er daher in einem Konzert in Leipzig mit eigenen Kompositionen auf, die ihren Zweck soweit erfüllten, dass Breitkopf & Härtel, sowie Bart. Senff zehn seiner Werke, meist Klavierkompositionen, in Verlag nahmen. Auch in den nächsten Jahren scheint er sich am Rhein aufgehalten zu haben, denn als Schumann 1854 in Wahnsinn verfiel, war Brahms der Einzige, der im Endericher Irrenhause bei Bonn zugelassen wurde und bis zu Schumanns Tode, 1856, den Meister pflegte. Im Jahre 1858 leitete er die Hofkonzerte und den Gesangverein in Detmold, 1859 weilte er in Hamburg und gab Konzerte, in denen Joachim und Stockhausen, der Sänger, mitwirkten. Anfang der sechziger Jahre ging er nach Wien, um dort zu konzertieren. Der Eindruck war so bedeutend, dass man ihm die Direktion der Singakademie anbot, die er auch bis 1864 leitete. Trotzdem man ihn im genannten Jahre für die nächste dreijährige Periode wieder wählte, legte er das Amt doch im Juli nieder. Er konnte nicht lange an einem Orte verbleiben und hat dies Zugvogelähnliche bis an sein Lebensende beibehalten. Bis zum Jahre 1872 lebte er teils in der Schweiz, besonders in Zürich, in Karlsruhe, Bonn und Baden-Baden, teils vorübergehend in Wien. 1871 unternahm er mit Joachim eine Konzertreise nach Ungarn. Erst vom Jahre 1872 ab verbrachte er regelmässig den Winter in Wien und übernahm dort die Leitung der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde, die er bis 1875 führte. Dies war seine letzte amtliche Direktionsthätigkeit. Seine Kompositionen standen so hoch im Preise, dass er von den Honoraren ein sorgenfreies Leben führen konnte und noch ein Vermögen von 100000 Gulden hinterliess, welches ihm sein alleiniger Verleger Simrock in Berlin verwaltete.

Die vorliegende Biographie schreibt über sein äusseres Leben: „Im Genusse vollster persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit, in einer Stadt, dessen volkstümlich heiteres Wesen ihm ausserordentlich behagte, im vertrauten Umgange mit einem Kreise von Künstlern und Schriftstellern (Hanslick, Goldmarck,

Brüll, Nottebohm, Mandyczewski, Kalbeck u. a.), die dem Meister sämtlich in treuer Verehrung zugethan waren, vor allem im intimen Verkehr mit Billroth, in dessen gastlichem Hause die meisten Kompositionen für Kammermusik zum erstenmal gehört wurden, führte er ein ausserordentlich zufriedenes, behagliches Dasein in völlig ungestörter Hingabe an seine Kunst. Über das trauliche, aber einfache Junggesellenheim, das er sich in dem Hause Karlsgasse 4 im dritten Stocke begründet hatte, führten treu sorgsame, befreundete und mit der Eigenart des Meisters wohlbekannte Frauenhände die Obhut. Den Frühling pflegte er gern in Italien zuzubringen, den Sommer in der Schweiz. Die zweite Hälfte des Winters, in der Regel von Neujahr ab, nahm er Einladungen zur Aufführung seiner Werke an, wobei er selbst als Dirigent oder Klavierspieler thätig war.“ Trotz der Verehrung und der akademischen Auszeichnungen, die ihm von vielen Seiten entgegen gebracht wurden, beschränkte sich der Kreis seiner Freunde nur auf ein kleines Häuflein, und der allgemeine Erfolg seiner Kompositionen war nur ein Achtungserfolg, selbst in Wien. Der Antagonismus der sogenannten Wagner-Partei, die gerade in den siebziger Jahren in einem Brahms gespendeten Lobe eine Beleidigung ihres Meisters erblickte, mochte das zum grössten Theile verschuldet haben. Ein Leberleiden, nicht früh genug erkannt und von Brahms selbst zu wenig beachtet, führte seinen Tod herbei.

Die äussere Ausstattung der vorliegenden Biographie ist ausserordentlich geschmackvoll; schon der Einband aus weisser Leinwand, mit Gold- und Braundruck und einer idealen Frauengestalt geschmückt, zeigt die Absicht, ein künstlerisch ausgestattetes Druckwerk zu bieten. Trefflich ist das Brustbild Brahms, das in Mattlichtdruck als Titelbild beigegeben ist; zahlreiche andere Porträts aus verschiedenen Lebensaltern, zum Teil nach gänzlich unbekanntem Amateurphotographien seiner Freundin Marie Fellingner, unterbrechen den Text, ausserdem findet man die Porträts seines Vaters, seines Lehrers Marxsen, seiner Freunde Joachim, Stockhausen u. a., ferner sein Geburtshaus, seine Wohnungseinrichtung in Wien, mehrere allegorische grössere Abbildungen, die Bezug auf seine Werke haben, radiert von Max Klinger, mit dem Brahms — wie aus der Widmung seines letzten Opus (4 ernste Gesänge) zu ersehen ist — eng befreundet war, Facsimiles von Briefen (z. B. des vierseitigen Briefes, den Brahms nach seinem ersten Konzert an seine Eltern schrieb), mehreren Liedern (wie das bekannte Wiegenlied „Guten Abend, gut' Nacht —“ im Dedikationsexemplar), einer Seite Partitur aus seinem Triumphliede und vieles andere in künstlerischer Darstellung, sodass der Gesamteindruck ein durchweg befriedigender und anregender ist. Der Preis ist ausserordentlich niedrig bemessen worden.

Templin.

Robert Eitner.

Nachbildung deutscher Gedichte. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. (1 M.)

Dass die Übersetzungslitteratur, die Wiedergabe fremder Dichtungen in unsere Sprache in der Geschichte unserer Dichtung von nicht geringer Bedeutung ist, dürfte nach den Arbeiten von Degen, Goedeke, Bernays, Bolte u. a. hinlänglich bekannt sein. Weniger allgemein ist wohl die Kenntnis der Geschichte der Nachbildung deutscher Gedichte in neulateinischen Rhythmen, die auch in engstem Zusammenhange steht mit der Geschichte der neulateinischen Dichtung überhaupt. Soviel für die letztere bereits gethan ist (vgl. „Z. f. B.“ I. Bd. II S. 384/85), so wenig für die erstere. Eine sehr kurze „Übersicht über die Nachbildung deutscher Gedichte in neulateinisch-rhythmischer Form“ findet sich in der von Pernwerth v. Bärnstein jüngst herausgegebenen „*Imitata*“. Pernwerth zufolge habe man erst in unserem Jahrhundert begonnen, deutsche Gedichte in die Sprache Ciceros zu kleiden. Dem gegenüber bin ich, wenn auch augenblicklich ausserstande, Beispiele beizubringen, gewiss, dass sich bei eingehenderen Nachforschungen auch aus früherer Zeit Beispiele finden würden, namentlich in Humanisten- und Studentendichtungen. Für das XIX. Jahrhundert führt Pernwerth eine ganze Reihe von solchen Um-dichtern an, darunter von bekannteren Namen den Philologen Welker, den Archäologen Fuss, den Buchhändler Gustav Schwetschke, dessen Arbeiten für die Geschichte des Buchhandels in wohlverdientem Ansehen stehen, den Goetheforscher Friedrich Strehlke, den Philologen Wölflin, die Schriftsteller Scheffel, Dahn u. a. Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiete der Geschichte des Studentenwesens und der studentischen Litteratur erfolgreich litterarisch thätig — seine „Beiträge zur Geschichte und Litteratur des Deutschen Studententums“, Würzburg 1882, sind noch immer die beste und reichhaltigste Bibliographie der gesamten einschlägigen Litteratur — und dadurch auch mit dem Grenzgebiete deutscher und lateinischer Dichtung vertraut, hat, nachdem er in früheren Schriften bereits eine Reihe lateinischer Gedichte in deutscher Fassung vorlegte (*Carmina burana selecta 1879, Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere 1881, In Duplo 1888*), uns nunmehr mit einem Bändchen lateinischer Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte beschenkt. Das von der Verlagsbuchhandlung reizend ausgestattete Werkchen enthält Übersetzungen von Gedichten von Goethe, Schiller, Herder, Geibel, Greif, A. Grün, Rückert, Scheffel, Uhland, Schack und hauptsächlich Heine. Gerade bei den Liedern Heines kann der Übersetzer trotz aller Formgewandtheit nicht den melodischen Zauber des Originals wiedergeben. Da gegen ist die allerdings freie Übertragung des Goetheschen „Über allen Gipfeln ist Ruh“ ziemlich geglückt.

Wien.

A. L. Jelinek.

Pernwerth von Bärnstein: *Imitata. Lateinische Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte*. Mit einer kurzgefassten Geschichte der lateinisch-rhythmischen

Die *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst* in Wien, die sich in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens die weitgehendsten Verdienste um Pflege und

Förderung der graphischen Künste im ganzen deutschen Sprachgebiet erworben hat, betritt jetzt mit einem neuen Unternehmen ein Gebiet, welches ihrer bisherigen Thätigkeit gänzlich fern lag. Ihre grossartigen Verlagswerke richteten sich bisher meist, wenn auch nicht an die „oberen Zehntausend“ der Reichen, so doch vorzugsweise an die der Gebildeten, ihre *Bilderbogen für Schule und Haus* sollen indes Bildung im allgemeinen und Kunstbildung im besonderen in die grosse Masse des Volkes tragen und darin mit der Schule beginnen; die Keime für die Liebe zur Kunst sollen schon in die Herzen der Jugend gesenkt, Verständnis für die Kunst soll in ihr entwickelt werden. Deshalb wird diesen Bilderbogen auch ein weiterschauendes Programm zu Grunde gelegt. Die Veröffentlichung von 500 Bogen ist zunächst in Aussicht genommen, und diese werden biblische und profane Geschichte, Sagen und Legenden, Märchen, Geographie, Darstellungen aus dem Leben des Volkes, Tierleben, technische Einrichtungen und Kunstgeschichte umfassen; von den Sagen und Legenden werden die meisten, von den Märchen aber alle Bogen in farbiger Ausführung hergestellt, die übrigen sind in Schwarzdruck ausgeführt. Die Bilderbogen erscheinen in dreifacher Gestalt: in einer Volksausgabe, einer Liebhaber-Ausgabe und einer Luxus-Ausgabe, erstere zu dem ungemein billigen Preise von 10 Pf. pro Einzelblatt in Schwarzdruck und 20 Pf. in Farbendruck oder 3 Mark pro Mappe mit Umschlag und Titelblatt; die Liebhaber-Ausgabe in eleganter Kartonmappe, deren Blätter auf feines Velin gedruckt sind, kostet 10 Mark; das Format der Blätter beider Serien ist 37 : 48 cm. Die Luxus-Ausgabe, Format 48 : 62 cm., erscheint nur in 100 nummerierten Exemplaren, ist auf Japanpapier gedruckt und auf Kupferdruckpapier montiert; ihre Blätter sind ohne Schriftdruck, tragen dafür aber die eigenhändigen Unterschriften der Künstler, und der Text, der bei der Volksausgabe auf die Rückseite der Blätter gedruckt ist, wird hier, wie bei der Liebhaber-Ausgabe, auf besonderen Blättern beigegeben; ihr Preis ist 100 Mark für die Mappe von 25 Blättern.

Was den Inhalt des ersten Heftes anbelangt, so ist derselbe den vorstehend angegebenen Zweigen des Wissens entnommen, besonders umfassend aber ist die Geschichte — durch 11 Tafeln — vertreten, und in betreff der Ausführung der letzteren hat man augenscheinlich nach dem Grundsatz gehandelt, dass das Beste gerade gut genug für die Kinder und für das Volk. Sie ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Die Darstellungen aus der biblischen Geschichte von F. Jenewein erinnern durch grossartige Auffassung und markige Kraft an die Blätter von Schnorr von Carolsfeld, und auch die anderen Bilder sind von ersten Meistern entworfen und teils in Holzschnitt (im Atelier der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien), teils in Autotypie und Zinkätzung meisterhaft reproduciert. Diese Reproduktion könnte man auf einigen der Blätter fast zu fein *für Schulzwecke* halten, denn sie macht, soll ihre ganze Schönheit erfasst und empfunden werden, ein Betrachten *aus der Nähe* unerlässlich selbst für gute, jugendliche Augen; als Wandtafeln werden sie sich nur bedingungsweise

verwenden lassen, doch ist eine derartige Verwendung wie schon aus der Feinheit der Zeichnung der meisten Blätter hervorgeht, kaum beabsichtigt worden.

Ausgeführt sind die Blätter in Holzschnitt und Zinkographie, einschliesslich Autotypie und Chromozinkographie; zehn Blätter in Holzschnitt sind aus den xylographischen Ateliers der K. K. Hof- und Staatsdruckerei hervorgegangen und zwei schuf Meister Hermann Paar in Wien; Angerer & Göschls photochemigraphische Kunststätte ist an der Herstellung von zehn Blättern durch autotypische, zinko- und chromozinkographische Ätzungen beteiligt, sechs Blätter für Schwarzdruck ätzte Jan Vilim in Prag, und eins Max Perlmutter in Wien; man darf letzteren beiden nachrühmen, dass sie redlich bestrebt gewesen sind, es der altberühmten Firma von Angerer & Göschl gleichzutun. Unter den Holzschnitten aber befinden sich wahre Perlen xylographischer Kunst, die jedes Prachtwerk zieren würden. Eröffnet wird die Mappe durch ein Porträt des Kaisers Franz Joseph, geschnitten in der Staatsdruckerei und auf Chamoisfond ebenda gedruckt; auch alle anderen Blätter der Mappe hat die genannte Anstalt in durchaus tadelloser Weise gedruckt.

So tritt uns unter dem bescheidenen Titel von „Bilderbogen“ eine neue Schöpfung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst entgegen, die, was ihre graphische Ausführung anbelangt, selbst in der einfachen Form der Schulausgabe als ein Prachtwerk bezeichnet zu werden verdient, dessen Schönheit aber allerdings erst auf dem feinem Velin der Liebhaber-Ausgabe ganz gewürdigt zu werden vermag. Eines nur scheint uns bedauerlich: dass alle Jahre nur eine einzige Lieferung erscheinen soll. Alle Freunde graphischer Kunst seien auf diese „Bilderbogen“ hiermit aufmerksam gemacht.

Stuttgart.

Theodor Goebel.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 8°. 14 Bände.

Der grossen Serie der vortrefflichen Meyerschen Klassikerausgaben ist durch die vorliegende Schilleredition eine neue Perle eingereiht worden. Professor Dr. Bellermann hat sich als Schillerforscher längst einen Namen von Ruf erworben; in seinem ausgezeichneten Buche über Schillers Dramen, das wir bei dieser Gelegenheit in empfehlende Erinnerung bringen möchten, hat er sich auch als glänzender Stilist erwiesen, was man nicht allen Gelehrten nachrühmen kann. Unwillkürlich drängt sich beim Durchblättern der vorliegenden stattlichen Bänderei ein Vergleich mit früheren Schillerausgaben auf. Man pflegte die kritisch-historische Ausgabe Goedeckes bisher am höchsten zu stellen, und zweifellos verdient sie auch eine hohe Schätzung. Aber uns dünkt, als sei Bellermann bei der Sichtung und Bearbeitung des Materials noch zweckmässiger vorgegangen. Vielleicht lag dies auch daran, dass er in gewisser Weise einer gegebenen Marschroute zu folgen hatte: den gemeinsamen

Gesichtspunkten, die für die Herausgabe der gesamten Mayerschen Klassikerausgaben maßgebend sind. Dadurch wurde u. a. der Ballast gelehrter Anmerkungen vermieden, der Goedeckes Ausgabe beschwert.

Die ersten acht Bände der vorliegenden Ausgabe umfassen die für den weiteren Leserkreis wichtigsten Schriften: ausser den Gedichten die sämtlichen grossen Dramen, die geschichtlichen Hauptwerke, die bedeutendsten der erzählenden Dichtungen und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Band IX und X enthält die Gedichte, bei denen das Eigentumsrecht Schillers nicht überall im einzelnen erwiesen ist: die „Anthologie von 1782“, die „Tabulae votivae“ und die Xenien aus dem „Musenalmanach von 1797“, ferner den dramatischen Nachlass in seinem ganzen Reichtum nach dem Kettnerschen Text. Band XI und XII umfasst die Übersetzungen und die Mannheimer Bühnenbearbeitungen der „Räuber“ und des „Fiesco“, Band XIII die kleineren historischen Aufsätze und Band XIV endlich die kleineren Erzählungen und die Beiträge zur Philosophie und Ästhetik, Vorreden, Ankündigungen, Rezensionen und als Schluss alles das, was aus Schillers Schulzeit vorhanden ist bis zu der Dissertation „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, die Schillers Austritt aus der Militärakademie bezeichnet.

Dem Text liegen überall die Ausgaben letzter Hand zu Grunde resp. diejenigen, die „als letzter nachweisbarer Wille“ des Dichtens zu gelten haben. Die Anmerkungen im Text nehmen keinen allzu breiten Raum ein; dennoch scheint mir, als hätte auch hier noch manches erläuternde Wort erspart werden können, da insbesondere, wo bei kühnen dichterischen Umstellungen der Sinn doch ein klarer bleibt. Uneingeschränktes Lob verdient die Sichtung der Lesarten, die einen anschaulichen Überblick über die Geschichte des Textes gewährt.

—bl—



Die *Gesammelten Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack* (in zehn Bänden, Stuttgart 1897/98, J. G. Cotta Nachf. 8^o) erscheinen zur Zeit in dritter Auflage, ein Beweis dafür, dass sie auch beim Publikum Beifall und Anteilnahme gefunden haben. Über die eigenartige Stellung, die Schack in der zeitgenössischen Literatur einnimmt, ist kaum noch etwas Neues zu sagen. Er selber, eine fein besaitete, vornehme und empfindsame Natur, litt Zeit seines Lebens schwer darunter, dass man ihm nicht die Beachtung schenkte, die er zu verdienen glaubte. Und in der That: wenn auch seine phantastischen Dramen sich nicht die Bühne zu erobern vermochten, so haben doch seine formenschönen und poesiedurchglühten Dichtungen ein Anrecht darauf, im deutschen Hause heimisch zu werden. Die Cottasche Ausgabe zeichnet sich durch treffliche Ausstattung und Wohlfeilheit aus. Die bis jetzt erschienenen fünf Bände enthalten: die Dichtungen „Nächte des Orients“, „Episoden“, „Weihgesänge“, „Lotosblätter“, „Lothar“, „Tag- und Nachtstücke“, die poetischen Erzählungen „Durch

alle Wetter“ und „Ebenbürtig“ und die Dramen „Die Pisaner“, „Gaston“, „Timandra“ und „Atlantis“. —f.



Nicht viel Neues, aber doch mancherlei Interessantes bietet das bei H. K. Dohrn in Dresden erscheinende Lieferungswerk *„Die Körperstrafen bei allen Völkern von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“*. Kulturgeschichtliche Studien von Dr. *Richard Wrede*. Es ist nicht so umfangreich wie des braven alten Jakob Döpler *Theatrum poenarum* und *Seint-Edmes Dictionnaire de la pénalité*, vor allem schweigt der sehr belesene Verfasser nicht gar so gewaltig in der Ausmalung des Grausigen und Scheusslichen wie die erwähnten Autoren; aber auch die knapper gefassten Angaben genügen, sich ein anschauliches Bild von der Kriminaljustiz der Völker entwerfen zu können. Dr. Wrede berührt indessen auch verwandte Gebiete. In der Abtheilung von den religiösen Körperstrafen nimmt die Flagellomanie einen verhältnismässig breiten Raum ein, und auch nach dieser Richtung hin scheint der Herr Verfasser die einschlägige Litteratur, von Herodot bis zu Boileau, Maibom, Cooper, Corvin und Lanjuinais, ziemlich gründlich durchgeackert zu haben. Dass die grossen Geisslerfahrten ebensowenig fehlen durften wie die Beschreibung der *Disciplina gynopygica* des Frater Adriaensen in Brügge ist selbstverständlich; wenn indessen der Autor bei letzterwähnter Gelegenheit meint, dass mystische Religiosität zu derartigen Übungen gelangen könne, so irrt er wohl. Der „Busdoktrin“ des Brüggener Dominikaners lagen kaum andere Ursachen zu Grunde wie jene waren, die zweihundert Jahre später unter Katharina II. zu der Eröffnung des Club physique in Petersburg führten, von dem Masson de Blamont Ergötzliches erzählt. In den Kapiteln über die Glaubensverfolgungen waltet das sichtliche Bemühen vor, den Wahnsinn des Fanatismus regelrecht auf alle Parteien zu verteilen. Unter den beigegebenen Abbildungen sind leider nicht überall die Originalquellen angegeben. Fünf Lieferungen (zu je M. 1,50) liegen vor; mit fünfzehn soll das Werk beendet sein.

—bl—



Der *„Klassische Skulpturenschatz“*, den *F. von Reber* und *A. Bayersdorfer* bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München erscheinen lassen, hat kürzlich seinen zweiten Jahrgang begonnen. Die Vorzüge des Unternehmens sind bekannt; besonders erwähnen möchte ich nur, dass auch in diesem zweiten Bande der Plastik des Mittelalters ein weiter Raum geöffnet wird. Eine gewisse bunte Abwechslung ist bei derartigen populären Werken ja notwendig; jedoch bekundet die Auswahl eine geschickte Hand. Die Reproduktionen sind vortrefflich, der knappe Text genügt völlig zur Orientierung, der Preis (50 Pf. das Heft) ist so niedrig, dass der Verlag in der That nur bei grossem Absatz auf die Kosten kommen kann.

—f.

Von *W. Wyls* „*Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji etc.*“ und seinen venezianischen Novellen „*Aus Tizians Tagen*“ sind vor kurzem neue wohlfeile Auflagen erschienen (Zürich, Cäsar Schmidt). Friedrich von Wymetal, der Sohn des verstorbenen Verfassers, den seine ruhelose Seele immer wieder zum Wanderstabe greifen liess, hat die Herausgabe besorgt. Die „*Spaziergänge*“ wirken noch heute so frisch und wanderfroh wie vor 25 Jahren; es ist ein Buch, das man gern von neuem in die Hand nimmt, um sich an dem durch die Blätter wehenden erquicklichen Humor und an den köstlichen Schilderungen des Lebens und Treibens am Golf zu erfreuen. — g.



Von *John Grand-Carteret*, ist ein neues Illustrationswerk zur Geschichte der Karikatur erschienen „*L’Affaire Dreyfus et l’Image*“. 266 Caricatures françaises et étrangères. Paris, Ernest Flammarion. 8°. 252 S. (Fr. 3,50).

M. Grand-Carteret ist ein Sammelgenie ersten Ranges. Seinem Späherauge entgeht nichts. Auch in dem vorliegenden Buche hat er mit bienenhaftem Fleisse wieder zusammengetragen, was sich in allen Witzblättern der Welt über die Dreyfus-Angelegenheit vorfand. Charakteristisch ist die Titelzeichnung, Vallotons „*L’Age du papier*“: eine Gesellschaft Herren vor einem Boulevardcafé Zeitungen lesend, indes die Journalausträger schreiend vorüberstürmen. Ein Niederschlag unserer papierenen Zeit ist auch dies Buch Grand-Carterets. Was ist nicht für und wider Dreyfus zusammengeschrieben worden und wie hat sich auch an diesem Unglücksmenschen der Witz geübt! Die Franzosen eröffnen den Reigen, voran Meister des Stifts wie Hermann Paul im „*Cri de Paris*“, der in André Gills Fusstapfen tritt, wie Willette im „*Courrier Français*“, Forain und Caran d’Ache im „*Figaro*“. Dann die Riesenkolonne der Kleineren, unter ihnen auch geniale Künstler, voll Humor und satirischer Bitterkeit: Trick von der „*Patrie*“, Moloch von der „*Chronique amusante*“, Pépin vom „*Grelot*“, Bobb von der „*Silhouette*“, Fertom und Clérac vom „*Pilori*“, Léandre vom „*Rire*“ und den „*Quat’ z’arts*“ — die meisten wütende Dreyfusgegner und Antisemiten, nur wenige Verteidiger Zolas, aber fast alle Deutschenfresser. Ihr Witz ist meist gut und treffend, häufig sehr derb wie in der „*Réponse de la jeunesse*“ Bobbs, wo die Mouquette aus „*Germinal*“ die Kleider rafft, oder bissig bis zur Gemeinheit wie in des gleichen Zeichners Bilde „*Coupeau-Zola*“, auf dem der Autor des „*Assomoir*“ mit schief verzerrem Munde im Säuferwahnsinn rast. Ähnlich ist Cléracs Bilderreihe „*La vie de Zola*“ im „*Pilori*“; Fertom ist auch nicht milde, aber politischer — er weist in den meisten seiner Zeichnungen auf das sich schadenfroh freuende Ausland hin.

Die deutschen Witzblätter — „*Kladderadatsch*“, „*Ulk*“, „*Lustige Blätter*“, „*Süddeutscher Postillon*“, „*Jugend*“ — nehmen durchweg Partei für Zola; anti-

semitisch ist der „*Deutsche Michel*“. Von den Wiener Blättern nimmt der gleichfalls antisemitische „*Kickericki*“ in Wort und Bild gegen Zola Partei; „*Floh*“ und „*Humoristische Blätter*“ bringen einzelne ausgezeichnete Karikaturen — trefflich gezeichnet ist auch die von der Meute umtanzte französische Republik in den „*Glühlichtern*“. Ungarn ist durch „*Borsszem Jankó*“, „*Ustökös*“ und „*Bolond Istok*“ für Zola vertreten, die böhmischen Blätter „*Sipy*“ und „*Humoristické Listy*“ sind antisemitisch und gegen Zola. Vor Zola tritt überall Dreyfus selbst in den Hintergrund, und das ist erklärlich. Englands Witz ist sparsam; in Belgien besitzt die „*Réforme*“ einen sehr gewandten Zeichner. Recht gut sind auch die Dreyfusbilder Braakensieks im Amsterdamer „*Weekblad*“. Italiens beste Witzblätter „*Fischietto*“ und „*Pasquino*“ haben neben den kleineren „*L’Asino*“, „*Rugantino*“, „*Rana*“, „*Don Chisciotte*“ die Dreyfusaffaire von allen Seiten beleuchtet; auch Russland, Dänemark, Spanien und Portugal, die Schweiz und Amerika fehlen nicht. „*Mos Teaca*“ in Bukarest bringt Zola als Athleten auf einem, aus seinen Werken gebildeten Piedestal, auf das die gegen ihn demonstrierenden rumänischen Studenten zu klettern versuchen.

Einige weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Ausbeutung der Dreyfusaffaire für das Gebiet der Reklame, der Zeitungsannonce, des Plakatbildes — kurzum, es fehlt nichts; auch eine Bibliographie ist angehängt. Das Buch ist nicht nur sehr unterhaltsam, nicht nur ein Stück Politik in der Karikatur, sondern mehr: auch ein Dokument zur Zeitgeschichte.

Berlin.

F. von Zobeltitz.



Die Universitätspresse in Cambridge hat sich ein Verdienst erworben durch die Veröffentlichung des nachstehenden Werkes: „*Fragments of the Books of Kings according to the translation of Aquila, from a Manuscript formerly in the Geniza at Kairo*“. Dr. Schlechter und Dr. Taylor, Lehrer an der Universität Cambridge, fanden im vorigen Jahre in der Rumpelkammer der Synagoge von Kairo einen Wust von alten Manuskripten, den sie zur prüfenden Durchsicht mit nach England nahmen und alsdann hier ordneten. Unter den bis jetzt entdeckten wertvolleren Schriften ist das oben bezeichnete vor allem zu erwähnen. Aquila war ein Bürger der Stadt Sinope in Pontus. Als Proselyt übersetzte er im Interesse der griechisch sprechenden Juden das alte Testament in das Griechische. Sein Lehrer, der Rabbi Akiba, hatte ihn nämlich aufgefordert, die Septuaginta treuer als bisher und namentlich möglichst wörtlich zu übersetzen. Diese Methode barg natürlich manche Nachteile in sich, aber sie gewährte andererseits grosse Vorteile für eine Textkritik. So kann denn fast mit absoluter Gewissheit, soweit der Fund vorliegt, der hebräische Text, wie er im II. Jahrhundert feststand, rekonstruiert werden.

Zusammenhängende Übertragungen des Aquila waren bisher nicht bekannt, sondern alles, was von ihm herrührte, war fragmentarisch zerstreut. Es ist das

besondere Verdienst des Mr. *Burkitt*, diese in Kairo entdeckten Manuskripte zusammengestellt und entziffert zu haben. Im Verein mit Professor *Bensly* hatte derselbe bereits früher den berühmten „Lewis Palimpsest“, das syrische Evangelium, entziffert. Auch das vorliegende Manuskript ist eine Palimpsestschrift und erweist sich als Teile des Buches der Könige. Ausserdem fand Dr. *Schlechter*, der Talmudgelehrte, noch ein Blatt mit Fragmenten aus den Psalmen. Durch Vergleiche und paläographische Details stellte sich heraus, dass es sich hier nur um ein Werk des Aquila handeln könne, wengleich es kein Original, d. h. nicht die Urschrift von ihm, sondern eine Abschrift von zweiter oder dritter Hand darstellt.

Die Handschrift ist eine regelmässige, gut ausgebildete, in griechischen Uncialbuchstaben. Über dem griechischen Text befand sich eine hebräisch-liturgische Schrift, die dem XI. Jahrhundert zugewiesen wird. Da die Kapiteileinteilung nicht mit der unsrigen und der althebräischen Lesart korrespondiert, so würde ihre Angabe, ohne den wirklichen Text zur Seite stellen zu können, nur verwirren. Die Blätter sind auf jeder Seite in zwei Kolonnen eingeteilt; jede derselben enthält 23—24 Linien. Dem Werk sind sechs Heliogravüren von M. *Dujardin* beigegeben, die sechs Seiten aus dem Buche der Könige in Facsimile repräsentieren. Alsdann folgt der Text in gewöhnlichen Typen nebst Anmerkungen, die einen vollständigen kritischen Apparat mit den verschiedensten Varianten zum Vergleich vorführen. Die Entscheidung, für oder gegen die neuere Lesart, vermag natürlich nur die Fachwissenschaft zu fällen.

Das am meisten in die Augen springende Resultat dürfte darin zu erkennen sein, dass manche Annahmen des Origenes und Hieronymus, deren Richtigkeit angezweifelt wurde, hier ihre Bestätigung erhalten. Als am interessantesten in dem neuentdeckten Manuskript werden diejenigen Stellen angesehen, die Beiträge über die Aussprache und Rechtschreibung des Namens „Jehovah“ und „Javeh“ liefern. Endlich fordert das

Manuskript zu Kritiken darüber heraus, ob in den älteren griechischen Schriften die üblichen hebräischen Buchstaben für „Javeh“ angewandt oder ob der Name „Jehovah“ in griechischen Zeichen niedergeschrieben wurde. Oft sind in der vorliegenden Handschrift die althebräischen Zeichen gebraucht worden, aber gelegentlich, als der Schreiber auf der Zeile keinen Raum mehr hatte, übersetzte er „Jehovah“ auch in die griechische Sprache.

London.

Otto von Schleinitz.



Von den bei A. W. *Sijthoff* in Leiden erscheinenden photographischen Nachbildungen berühmter *griechischer und lateinischer Codices* wird gegenwärtig als dritter Band *Plato, Codex Oxoniensis Clarkianus 39* angekündigt. Damit schreitet das grossartige Unternehmen, dessen Leiter, der Leidener Universitätsbibliotheks-Direktor Dr. *Scato de Vries*, und dessen Verleger der Dank der ganzen gebildeten Welt gebührt, wiederum um einen tüchtigen Schritt vorwärts. Die eminente Wichtigkeit derartiger photographischer Reproduktionen ist auch in diesen Heften oft genug betont worden, nicht allein wegen ihres Wertes für die textkritische und palaeographische Forschung, sondern auch, weil die Nachbildungen — zumal wenn sie in so mustergiltiger Ausführung hergestellt werden wie die *Sijthoffschen* — für den Fall des Verlustes des Originals dieses in gewisser Weise zu ersetzen vermögen. Band I der *Codices graeci et latini* enthielt den *Codex Sarravianus-Colbertinus*, herausgegeben von *Heinrich Omont*, Band II den *Codex Bernensis 363*, herausgegeben von *Hermann Hagen*, der dritte Band mit dem ersten Teil des *Codex Clarkianus* wird von *Thomas W. Allen*, dem bekannten *Oxford*er Philologen, eingeleitet. Format (38 × 42 cm.) und Ausstattung sind unübertrefflich; der Preis entspricht dem der früheren Bände und beträgt 200 M. —1—



Chronik.

Mitteilungen.

Deutsche oder lateinische Schrift? — Ein Brief von *Karl Simrock*. In dem Streite, der immer wieder einmal entbrennt: ob der Deutsche sich lateinischer oder deutscher Lettern in seinen Büchern bedienen solle, wird es Vielen von Interesse sein, die Stellung eines Mannes kennen zu lernen, der so recht berufen war, seine Stimme hierüber vernehmen zu lassen, und zwiefach geeignet scheint — als warmherziger Poet und als

Z. f. B. 98/99.

scharfsinniger Gelehrter — ein entscheidendes Urteil in der vielumstrittenen Frage abzugeben.

Karl Simrock, der rheinische Dichter und Sprachforscher, hat 1873 in einem Briefe an einen Kölnischen Bekannten seine Ansichten über deutsche und lateinische Schrift niedergelegt, und das Ergebnis seiner Ausführungen deckt sich — um dies vorweg zu sagen — mit der Ansicht des grössten lebenden Deutschen, des Alten von *Friedrichsruh*. Während dem grossen Staatsmann aber lediglich eine starke Vorliebe zu dem Gewohnten, Altvertrauten oder höchstens ein dunkler

Instinkt für das Rechte die Sache der deutschen Lettern verfechten lässt, weiss der Sprachgelehrte seine Meinung mit kräftigen Beweisen zu belegen und Bismarcks Fürspruch und Forderung dadurch erheblich eindringlicher zu machen.

Die klaren, überzeugenden, Liebe und tiefes Verständnis für die Muttersprache atmenden Auslassungen Simrocks werden der Partei der deutschen Lettern neue Freunde zuführen, ausserdem aber auch, wie wir hoffen, der Nation einen ihrer nationalsten Dichter zu guter, passender Zeit ins Gedächtnis rufen. Gerade jetzt beabsichtigt seine rheinische Heimat ihm das wohlverdiente Denkmal zu errichten, zu dem bereits begeisterte Männer und Frauen eine grundlegende Summe zusammengetragen haben. Noch aber bedarf das Unternehmen weiterer Unterstützung. Möge auch dieser Brief — wir sagen es nicht nur parenthesisch, sondern fordern geradeswegs dazu auf — neue Beiträge dem Denkmal-Fond zufließen lassen!¹

Wir lassen nun das Schreiben — unter Weglassung einiger rein persönliche Dinge betreffende Stellen, aber sonst in seinem vollen Wortlaut — folgen:²

„Geehrtester Hr. Doctor!

. . . . Ihren Vorsatz gegen die deutsche Schrift zu plaidiren führen Sie ja nicht aus. Wenn die deutsche Schrift nicht schon eingeführt wäre, so müsste man sie einführen, weil sie allein alle deutschen Laute wiedergiebt. Die lateinische Schrift hat kein ß und die verschiedenen Versuche, die man gemacht hat, es in der lateinischen Schrift zu ersetzen, sind willkürlich und ungenügend. Die lateinische Schrift hat eigentlich auch kein K und verführt daher zu solchen Ungeheuerlichkeiten wie *Cöln, Cöslin, Cösfeld* u. s. w. Selbst Grimm hat sich ihrer nicht enthalten, ja er schreibt sogar *Carl* der Grosse neben *Kerl, Kerlinge, Kerlingische*; ferner ist das deutsche V ein anderer Laut als das lateinische V und die lateinische Schrift hat es zu verantworten, dass man die Namen *Veldeke, Varrentrapp* und viele andere unrichtig ausspricht. Aber es bleibt bei den Namen nicht, auch viele Wörter werden durch die lateinische Schrift falsch ausgesprochen. Falsche Schreibung verführt überhaupt zu falscher Aussprache, wie falsche Aussprache zu falscher Schreibung, und ich kann nicht umhin, die lateinische Schreibung eine falsche zu nennen, weil sie auf die deutschen Laute nicht passt. Das führt auf Ihre zweite Frage der mir freundlichst zugeschickten Vorlage. Allerdings hat eine richtige Schreibung ein nationales Interesse. Unsere Sprache ist unser hehrstes Heiligthum und Alles müssen wir fern zu halten bedacht sein, was sie beschädigen

und verderben kann. Der klassische Zopf hat schon so viele Schädigungen unserer Sprache und Schreibung zu verantworten, z. B. in den Völkernamen *Dänen* statt *Tenen*, *Thüringer* statt *Düringe* u. s. w., er wird hoffentlich jetzt, wo wir unsere Sprache historisch kennen gelernt haben, nicht noch weitere Verheerungen anrichten. Wir sprechen jetzt schon Wörter wie *Küsse, Rosse* unrichtig aus, man muss nach dem *Elsass* oder nach *Österreich* gehen, um die richtige Aussprache zu lernen. Daran sind aber lateinische Wörter wie *Masse* u. dgl. Schuld. Auch das lateinische s ist wie das französische s ein anderes als das deutsche. Das französische s ist im Anlaut ein ß. Das deutsche s ist viel weicher. Wird es im Inlaut verdoppelt, so sollte es seine Weichheit nicht einbüßen; wir sprechen es aber jetzt scharf wie ein ß, und eben das ist schon eine Beschädigung unserer Sprache, welcher noch viele andere nachfolgen werden, wenn wir den klassischen Zopf nicht abschneiden.

Was glauben Sie mit der lateinischen Schrift zu gewinnen? Dass die Franzosen das Deutsche leichter lernen? Am Ende sollen wir auch noch die russische Schrift annehmen, damit es den Russen leichter werde, deutsch zu lernen. Wer deutsch lernen will, fange damit an, die deutsche Schrift zu lernen: das ist sehr viel leichter als alles andere. Kann er diese geringste Schwierigkeit nicht überwinden, so kann er überhaupt nie deutsch lernen. Und wie viel Franzosen lernen es denn, und wie sprechen sie's, wenn sie es gelernt haben? Wollen sie uns mit Deutsch sprechen in die Flucht jagen? Oder wollen sie uns nur den Lachkitzel erregen und dann mit unserer eigenen aqua tofana vergiften?

Die sogenannte deutsche Schrift ist etwas mehr als eine bloss sogenannte. Ihre eckige Form schreibt sich noch von den Runen her, die man einritzte, und die daher nur aus geraden Strichen bestanden . . .

Mit freundlichem Gruss

Ihr

K. Simrock.“

8/4 73.

Mitgeteilt von *Georg Bötticher*.



Über den Absatz der *Scheffelschen Werke* macht Dr. *Max Oberbreyer* auf Grund von Mitteilungen der Herren *Adolf Bonz & Co.* in Stuttgart, der Verleger *Scheffels*, Angaben in dem nunmehr bei *Georg Heinrich Meyer* in Leipzig erscheinenden „*Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897*“. Diesen Angaben entnehmen wir folgende, die Leser der „*Z. f. B.*“ sicherlich interessierende Einzelheiten:

¹ Professor Dr. B. Lietzmann in Bonn, Koblenzerstr. 83a, nimmt Beiträge entgegen.

² Wir geben den obigen Brief Simrocks gern wieder, obschon es nicht eines gewissen Humors entbehrt, dass diese gegen die Lateinschrift polemisierenden Zeilen in einem Blatte veröffentlicht werden, das mit Antiquatypen gedruckt ist. Aber die Gründe, die uns zu der Wahl dieser Schriftgattung veranlassten, haben sich als stichhaltig erwiesen; die „*Z. f. B.*“ geht fast in der Hälfte ihrer Auflage in das Ausland, und thatsächlich erleichtern die lateinischen Lettern den Ausländern die Lektüre erheblich.

Frau Aventure hat seit 1863 in der Klein-Oktav-Ausgabe 17 Auflagen mit zusammen 25 500 Exemplaren erlebt; von der von A. v. Werner illustrierten, 1880 erschienenen Gross-Oktav-Ausgabe ist die erste Auflage von einigen Tausend Exemplaren noch nicht erschöpft.

Die *Bergpsalmen* mit 6 Bildern von demselben Künstler, haben innerhalb 20 Jahre in der Klein-Oktav-Ausgabe einen Absatz von 6 Auflagen mit nahezu 18 000 Exemplaren erzielt. Die Kunstausgabe hat es seit 1868 bis zur 3. Auflage und damit zu einem Absatz von über 4000 Exemplaren gebracht.

Ekkehard, seit 1870 im Bonzschen resp. Metzlerschen Verlage hat die 154. Auflage hinter sich. Bei dem Kontingent von 1200 Exemplaren jeder der Auflagen ist der *Ekkehard* also in beiläufig 185 000 Exemplaren abgesetzt worden. Dazu kommt das, was von den früheren Verlegern O. Meidinger in Frankfurt a. M. und O. Janke in Berlin von 1855 und 1870 unter das Publikum gebracht worden ist. Von der Gross-Oktav-Ausgabe sind seit 1884 insgesamt 8400 Exemplare in 7 Auflagen verkauft worden. Der *Ekkehard* hat es also auf über 200 000 Exemplare gebracht.

Gaudeamus in Klein-Oktav hat seit 1867 60 Auflagen erlebt mit 72 000 Exemplaren. Von der mit Illustrationen von A. v. Werner geschmückten Gross-Oktav-Ausgabe hat man seit 1885 einige Tausend Exemplare abgesetzt, ebenso von der seit 1867 existierenden Quartausgabe.

Die Klein-Oktav-Ausgabe des *Trompeters von Säckingen* kam 1854 heraus und hat innerhalb 44 Jahren 227 Auflagen mit zusammen 227 800 Exemplaren erreicht. Ausserdem sind von der Gross-Oktav-Ausgabe seit 1884 an 16 000 Exemplare in 4 Auflagen, von der Quartausgabe seit 1868 mehrere Tausend Exemplare in 3 Auflagen verkauft worden. Der *Trompeter von Säckingen* ist also alles in allem in nahezu 300 000 Exemplaren über die Lande verbreitet.

Vom *Waltarilied*, illustriert von Alb. Baur, sind etliche Tausend Exemplare in Quart seit 1874 abgegangen.

Mit dem von A. v. Werner illustrierten *Juniperus* hat man in einer Klein-Oktav-Ausgabe einen Absatz von 5 Auflagen, d. i. insgesamt von 20 000 Exemplaren seit 1870 erzielt. Die 1867 in einer Auflagehöhe von 1600 Exemplaren erschienene Quartausgabe ist vergriffen.

7500 Exemplare sind von der mit Bildern von Julius Marak geschmückten *Waldeinsamkeit* seit 1880 abgesetzt worden. Die 5. Auflage ist auf dem Markte.

Hupideo, 1884 erschienen, ist in 8 Auflagen von insgesamt 9000 Exemplaren ins Land gegangen.

Von den *Reisebildern*, die 1887 erschienen, sind die 4000 Exemplare der 1. Auflage erschöpft. Die 2. Auflage ist noch im Handel.

Die *Episteln* (1892), die *Fünf Dichtungen* (1897) und *Aus Heimat und Fremde* (1891) haben bis jetzt einen Absatz von je mehreren Tausend erreicht.

Die *Gedichte aus dem Nachlass* sind seit 1888 in 4 Auflagen mit zusammen 4000 Exemplaren erschienen. München. Hugo Oswald.

Schriften von und über *Frau von Krüdener* aus der Zeit ihres Wirkens in der Schweiz und in Deutschland sind, trotzdem sie damals in Massen verteilt und sehr gelesen wurden, jetzt zum Teil sehr selten geworden. Zu den seltensten gehören die *Gesänge*, welche die Krüdener bei Versammlungen gebrauchte. Das Büchlein umfasst 16 Seiten und enthält neun Lieder, deren Anfänge sind: 1. Jesus Christus herrscht als König (23 Strophen); 2. Mir ist Erbarmung wiederfahren; 3. Die Gnade sei mit allem; 4. Grosser Gott, wir loben Dich; 5. Wollt ihr wissen, was mein Preis; 6. Heil'ge Liebe! Himmelsflamme; 7. O! dass doch bald dein Feuer brennte; 8. Meinen Jesum lass ich nicht; 9. Wirf Sorgen und Schmerz ins liebende Herz. Die Flugschrift „*An die Armen*“, welche die Krüdener hauptsächlich in der Schweiz verteilte, umfasst ausser dem Titelblatt 10 Seiten. Der Inhalt ist in hohem Grade aufreizend, indem mit Hilfe von Bibelstellen bewiesen wird, wie die Reichen dieser Welt sich der göttlichen Ordnung nicht fügen wollen, wie die Armen bestraft werden, wenn sie Almosen begehren etc. Dieselben Tendenzen, die Armen gegen die Reichen aufzustacheln, verfolgt die „*Zeitung für die Armen*“, welche die Krüdener gründete. Die erste Nummer erschien am 5. Mai 1817; ob überhaupt mehr Nummern davon erschienen sind, ist fraglich. In den Biographien der Krüdener wird weder dieser Zeitung noch der vorerwähnten beiden Schriften Erwähnung gethan. Den Inhalt des Zeitungsblattes bilden eine Ansprache an die Leser ganz im Sinne der Krüdenerschen Ideen, dann eine göttliche Ankündigung der Strafgerichte und des Reichs Gottes, ferner das Traugesicht einer Frau in Lahr im Breisgau in der Neujahrsnacht von 1815 zu 1816 mit Hinzufügung ähnlicher Fälle, weiter ein Artikel „Die Natur predigt Busse“, ein paar Miscellen und ein Gedicht „Zeugnis von Jesu Christo“. Am Schluss der Nummer befindet sich die Notiz: „Die Armen erhalten die Zeitung umsonst, teilen sie gegen Speise den Reichen mit und beten für diese.“

Berlin.

Dr. Heinr. Meisner.



Der Brügger Achivar Herr *Gilliodts van Severen*, dessen Werk über *Jan Brito* derzeit um so lebhafter die Presse beschäftigt, als man sich in Mainz zur Gutenbergfeier zu rüsten beginnt, ist von dem Universitätsbibliothekar *Paul Bergmanns* in Gent in dessen Brochüre „*L'imprimeur Jean Brito et les origines de l'imprimerie en Belgique d'après le livre récent de M. Gilliodts-van Severen*“ scharfsinnig widerlegt worden. Interessant ist auch eine kleine Entgegnung, die *Oskar von Hase* in der „*Vossischen Zeitung*“ durch H. R. Fischer veröffentlichen lässt. Dass Belgien schon im vorigen Jahrhundert die Priorität der Erfindung der Buchdruckerkunst für *Jan Brito* vergeblich in Anspruch nahm, ist bekannt.

—bl—

Meinungsaustausch.

Zu dem Artikel „*Lola Montez in der Karikatur*“ ist noch nachzutragen:

Der „*Kladderadatsch*“ hat einmal eine Karikatur über sie gebracht — aber erst nach Erscheinen ihrer Memoiren. „*Lola Montez tanzt ihre Memoiren (Barvaroise)*“ betitelt sich das Bild. Es ist in der No. 42 vom 19. Oktober 1851 enthalten und zeigt uns Lola mit Blumenketten gefesselt zwischen zwei Gendarmen. Im Tanzschritt geht es der bayrischen Grenze zu, auf die durch eine Grenztafel „Reichsgränze“ hingewiesen wird. Links im Hintergrunde verschwinden die Münchener Frauentürme. Die Unterschrift der mit dem Signum F (FT) versehenen Karikatur lautet: „Einst spielt ich mit Krone, mit Scepter und Stern. *Finale. Pas de trois. Mit obligater Gensd'armeriebegleitung.*“

Auch in der Jubiläumsnummer des „*Kladderadatsch*“ vom 8. Mai d. J. findet sich Lola Montez im Bilde vertreten, und zwar in der illustrierten Revue über die Hauptereignisse von 1848 bis auf die Gegenwart. Lola posiert kostümlos vor dem Spiegel; Kladderadatsch sitzt als Kind daneben. Unterschrift: „1851 enthüllt die bekannte *Lola*, beinahe Königin von Bayern a. D., ihre Reize in ihrem Memoirenzimmer. Das Kind versteht ja nichts davon, wozu sich also genießen.“ Als Verfasser der Revue zeichnet G. Brandt. München.

E. Fuchs.

Meinen Ausführungen über die *Druckerfamilie Le Rouge* (Heft 7. 1897) ist Herr Hierte in Heft 12 entgegengetreten und schliesst seine Worte mit der Bemerkung: „Monceaux Hypothese ist doch mehr wert, als S. glaubt.“ — M. vertritt den Standpunkt, dass alle Mitglieder der Familie Le Rouge nicht nur Buchdrucker, sondern auch Miniaturmaler oder Holzschneider waren, hat aber bei keinem hinreichende Beweise für seine Behauptung beigebracht, und gegen diese Aneinanderreihung unbewiesener Vermutungen richtete sich mein Tadel. Wenig wäre mithin für M.'s Hypothese gewonnen, wenn sich herausstellen sollte, dass ein einzelnes Glied der Familie, nämlich Jacobus, neben seinem Druckerberufe auch als Miniaturmaler tätig war — und dies ist der einzige Punkt, in dem mich Herr Hierte zu widerlegen versucht.

Doch selbst die in dieser Beziehung von Letzterem angeführten Gründe sind keineswegs überzeugend. Er beruft sich auf eine Anzeige von Quaritch, in der zwei handilluminierte Drucke des Jacobus angegeben sind. Aber aus den eigenen Worten des Herrn Hierte geht hervor, dass er weder selbst die beiden Drucke gesehen, noch dass Quaritch die darin enthaltenen Miniaturen als Arbeiten des Jacobus bezeichnet hat, so dass die Frage nach dem Urheber der Miniaturen, die möglicher Weise zwei ganz verschiedenen Händen ihre Entstehung verdanken, unbeantwortet bleibt. Dann erwähnt Herr Hierte einer gemalten Zierleiste, in einem ihm gehörenden Exemplare der von Jacobus gedruckten *Historia Fiorentina*, die seines Erachtens franzo-

sische Arbeit sei. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, bleibt es mindestens zweifelhaft, ob Jacobus neben seiner Druckerthätigkeit noch genügende Mufse zum Illuminieren fand, oder ob die Miniaturen nicht von einem seiner Landsleute herühren.

Mit Wahrscheinlichkeit wird man erst dann Jacobus als Miniaturmaler bezeichnen können, wenn man nicht nur unter den Drucken aus seiner venetianischen Zeit, sondern auch unter denen seiner späteren Thätigkeit in Pinerolo, Mailand und Embrun Exemplare, die zweifellos von derselben Hand illuminiert sind, findet. Herr Hierte hat Monceaux den Rat gegeben, Beweise für seine Hypothese in den Bibliotheken Italiens zu suchen — warten wir daher das Resultat ab!

Potsdam.

W. L. Schreiber.

Ist einem Leser der „Z. f. B.“ bekannt, in wessen Besitz sich heute die *Holzstöcke zu den Schnitten von Friedrich Wilhelm Gubitz* befinden oder in wessen Verlag oder Zeitschrift eine grössere Anzahl dieser Skizze erschienen ist?

Für freundliche Nachricht wäre sehr dankbar

R. Winter, Berlin W., Steglitzerstr. 53.

Von den Auktionen.

Bei *J. M. Heberle* in Köln erzielten Ende Mai bei der Versteigerung der Consul Beckerschen Kunstsammlung einige *Pergamentmanuskripte* hohe Summen. Es wurden bezahlt: für ein Gebetbuch in lateinischer Sprache aus dem XV. Jahrhundert, 73 Bl. mit bunten Bordüren und vielen Miniaturen nach Art der Grisaillemalerei, in schönem Lederband, aus der Hamiltonschen Bibliothek: M. 3250; für ein lateinisches *Livre d'heures* aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts, 143 Bl. mit 10 Miniaturen: M. 910; für ein *Livre d'heures* aus gleicher Zeit, 103 Bl. mit 12 blattgrossen und 16 kleineren Miniaturen mit Bordüren von ausgezeichneter Arbeit: M. 5250; desgleichen, 126 Bl. mit 10 grossen und 3 kleinen Miniaturen, 17 Bordüren und 1206 bunten Initialen, französischer Renaissanceband in Grolierschem Genre: M. 2850; Gebetbuch in lateinischer Sprache auf feinem Jungfernpapier, 121 Bl., mit Bordüren, 30 Initialen, 17 blattgrossen und 30 kleineren Miniaturen, italienische Arbeit, Lederband: M. 4800.

—bl—

Über die zweite Hälfte der *Auktion Piat* in Paris lesen wir in No. 3 der „*Revue Biblio-iconographique*“: Von den illustrierten Büchern des XIV. Jahrhunderts bildete ein Exemplar von „Paul und Virginie“ auf China den Glanzpunkt. Da es bei der Ausstellung vor der Auktion etwas gelitten hatte, erzielte es nur 100 Fr., während ein Exemplar zwei Monate früher mit 1600 Fr. fortgegangen war. „*Le Diable boiteux*“ (Paris, Bourdin, 1842) brachte 103 Fr. und „*Les Mille*

et une Nuits“ (1840) desselben Verlags mit 260 Originalzeichnungen 855 Fr. Die „Oeuvres de Rabelais“, von Robida illustriert, auf China, kosteten 220 Fr., die „Histoire de Manon Lescaut“, (Paris, Glady Frères, 1875) auf Whatmann mit Porträts und Folgen 180 Fr. Brillat-Savarins berühmte „Physiologie du Goût“ (Paris, Libr. d. Biblioph., 1879) in blauem Maroquin gebunden, auf Whatmann und mit angefügten Folgen, erzielte 460 Fr., die „Oeuvres de Florian“ (Paris, Renouard, 1820) mit 400 Kupfern 335 Fr.

Unter den Neudrucken befand sich eine Reihe von Velinbänden; u. A.: „Anakreon“, Paris bei Crozet et Didot 1835, blau Maroquin von Simier mit Folgen (255 Fr.); „Rolandslied“, Paris, Silvestre, 1837, rot Maroquin von Nidree (206 Fr.); „Roman de la Violette“, Paris, Silvestre, 1834, rot Maroquin von Nidree (305 Fr.).

Goethes „Faust“ auf Papier Holland, mit Zeichnungen von Delaroche, stieg bis auf 175 Fr.

Piat hatte die Gewohnheit, Illustrationen und Aquarelle zur Charakteristik eines Buches zu sammeln, ja zeichnen zu lassen. So zum Beispiel zu Balzacs „Contes drolatiques“, Paris 1855, illustriert von Doré, Zeichnungen von Coindre (185 Fr.) und „Physiologie du mariage“, Paris, Ollivier, 1834, mit 103 Zeichnungen von Chauvet (305 Fr.). Ferner zu Deroulède: „Monsieur le Hulan“ (16 Aquarellen von Kauffmann in einer Maroquinhülle 950 Fr.) und „Les Premières illustrées 1881—1886“ (1885 fehlt; auf Japan mit zahlreichen Originalen 1350 Fr.).

Unter den modernen Ausgaben sind: Sautier, „Mademoiselle Maupin“, Paris, Conquet, 1883, Japan, Zeichnungsfolge (480 Fr.) und „Une Nuit de Cléopâtre“, Paris, Ferrond, 1894, Whatmann, mit Zeichnungen von Paul Avril 1893 (492 Fr.) zu erwähnen.

—m.



Die Versteigerung der Sammlung des *Marquis de Chennevières* in Paris, etwas über zweihundert Zeichnungen französischer Künstler des achtzehnten Jahrhunderts umfassend, brachte 171902 Fr. ein. Nicht alle Stücke erreichten hohe Preise. Hervorzuheben sind: Boucher, Frauengestalt, schwarz und weiss, 1000 Fr.; Mutter 800 Fr.; Psyche 1420 Fr.; Anbetung der Hirten 1600 Fr.; Mittagmahl 1250 Fr.; Chardin, Speisepind 1220 Fr.; Cochin, männliches Bildnis 1250 Fr. und weibliches Bildnis (Schwarzstift) 1900 Fr.; Fragonard, Mein Hemd brennt (Sepia) 16600 Fr., der kleine Bruder (Sepia) 10100, zwei Landschaftszeichnungen 780 Fr. und 950 Fr.; Freudenberg, Aufwachen (Tuschzeichnung) 1120 Fr.; einige Zeichnungen von Greuze gingen dagegen unter 100 Fr. weg. Leprince, Rosenstrauch, 4050 Fr. und Russisches Dorf (Sepia) 980 Fr.; Moreau le Jeune, Strasse bei Rouen 700 Fr.; Tod eines Kriegers (Sepia) 2000 Fr.; A. de Peters, Spulerin, 3150 Fr.; Portail, Edelmann, aufrechtstehend (Schwarz- und Rotstift), 8800 Fr.; Frau und Mädchen (Schwarz- und Rotstift) 4050 Fr.; Rosalba Carriera, Junges Mädchen mit einer Taube (Pastell) 6020 Fr.; Saint-Aubin, Bildnis der Prinzess Lamballe (Stiftzeichnung) 8100 Fr.; Taunay, Erholung (Sepia) 700 Fr.;

Antoine Watteau, ein Türke (Rotstift) 4200 Fr.; sitzende Frau 2500 Fr.; Rast im Park (Rotstift) 3150 Fr.; sitzende Frau, den Rücken kehrend (Rotstift), 2000 Fr.; Stelldichein (Rotstift) 1900 Fr.; italienische Schauspielszene (Rotstift) 1700 Fr.; Hände- und Fusstudien (Rotstift) 2000 Fr.



Für die Versteigerung der *Collection Georg Hirth* in München, die bereits stattgefunden hat, wenn dieses Heft die Presse verlässt, ist ein kostbarer Katalog erschienen, dessen zweite Abteilung auch einiges für unsere Leser interessantes enthält: Aesopi fabule von 1591; ein schönes Exemplar der ersten Theuerdanckausgabe; ein Breviarum Romanum, Manuskript aus dem XV. Jahrhundert mit Musiknoten; Hore beat. Marie virginis, Paris 1511, mit Holzschnitten, und das Album amicorum eines Joh. Christ. Hetzel mit Eintragungen und Miniaturmalereien von 1630—1650. Ferner eine Anzahl sehr schöner Einbände deutscher, französischer, italienischer und orientalischer Arbeit und zahlreiche Schabkunst-, Farben- und Linienstiche, über deren Auktionsergebnisse wir berichten werden. Der Katalog selbst ist ein Prachtwerk ersten Ranges. Es war dies bei einem Manne wie Hirth nicht anders zu erwarten; seine ganze Persönlichkeit strömt lautere Kunstbegeisterung aus.

—bl—

Buchausstattung.

Aus dem Verlage von *F. Fontane & Co.* in Berlin geht uns eine Reihe belletristischer Neuheiten in höchst geschmackvoller äusserer Ausstattung zu. Leider sind die Zeichner der Umschlagblätter nicht überall genannt. Ausserordentlich hübsch giebt sich *Emil Rolands* Novellensammlung „*In blauer Ferne*“ (M. 3): auf blauem Grund ein dunkelblaues Pflanzenornament, das sich auf der oberen Hälfte des Blattes zu landschaftlichen Motiven erweitert. *Hugo Gerlachs* kerniglustiger Berliner Roman „*Heirath auf Tausch*“ trägt ein ebenso reizvolles Gewand: das neue Kleid der Fontaneschen Zwei Mark-Bücher. Das viereckige Schild mit dem Titel umgiebt ein weisses Ornament, dessen zarte Konturen sich sehr wirksam von dem dunkelblauen Grunde abheben: Wasserrosen und Schilfstauden, über denen Schmetterlinge und Libellen flattern. Das obere Feld trägt ein Buch, vor dem eine Eule sitzt; dahinter sieht man den Zauberwald der Poesie, zwischen dessen schwarzen Stämmen das Sonnengold leuchtet. — Bei *Richard Bredenbrückers* neuen Tiroler Geschichten „*Crispin der Dorfbeglücker und Anderes*“ (M. 3) — Dorfnovellen voll warmsaftiger Frische — dehnt sich die Umschlagzeichnung über Vorder- und Rückendeckel aus, eine aus Paris uns überkommene Mode, gegen die sich vom künstlerischen Standpunkt aus allerhand einwenden lässt, die aber trotzdem viel für sich hat, da sie uns die hässlichen Verlagsreklamen auf der letzten Deckelseite erspart. Die Zeichnung ist sehr einfach: ein grauer Baum auf moosgrünem Felde, oben abendrot-

leuchtende Wolken. Aber die Farbenzusammenstellung ist von frappierendem Reiz und mahnt an die Wopswedener Haidebilder. Das an sich sehr niedliche Verlagssignet hätte auf der hinteren Umschlagseite fortfallen müssen und wäre besser auf die letzte Buchseite gestellt worden. — Die Deckelzeichnung zu *Clara Viebigs* Novellenband „*Vor Tau und Tag*“ (M. 3) trägt den Namen des Entwerfers, *O. Seeck*, von dem wohl auch der Umschlag zu Gerlachs „*Heirath auf Tausch*“ herrührt. Frühlingsahnung und Waldschauern vor Sonnenaufgang — im Umschlagbilde wie im Buche: ein Fluss, über den ein Reiher fliegt, eine Schlange im Schnabel; schlanke Buchen am Ufer, dunkelgrüne Hänge in der Ferne, Luft und Wasser von rosigem Frühlicht durchtränkt. Das Alles ist hübsch empfunden und weckt die Stimmung; man geht sozusagen von vornherein gern an die Lektüre des Inhalts. — Zu *Wilhelm Hegelers* „*Sonnige Tage*“ (M. 3) hat *Otto Eckmann*, der Vielbegehrte, das Titelblatt entworfen: lila auf lichtem Elfenbeinweiss eine schön erblühte Orchidee und ein Heckenroschen, und zwischen beiden tummelt sich eine Hummel. Hier wird der Inhalt des Romans anmutig symbolisiert — aber dreht man den Band herum, so fallen auf der Rückseite des Deckels wieder die Ankündigungen des Verlags hässlich und störend in die Augen. Will man keine Abschlussvignette, dann lieber das Rückenblatt frei lassen! — Einige der Umschlagzeichnungen aus dem neueren Verlag von *F. Fontane* bringen wir bei Gelegenheit eines demnächst erscheinenden grösseren Artikels über moderne Buchumschläge in verkleinerter Abbildung. —f.



Von *Richard Dehmels* Dichtungen „*Erlösungen*“ hat der Verlag von Schuster & Löffler in Berlin eine zweite Ausgabe erscheinen lassen, die uns in einem gebundenen Exemplar vorliegt, das schon äusserlich Freude macht. *F. R. Weiss*, der vortreffliche junge Künstler, dem der moderne Buchschmuck viel Schönes verdankt, hat die Deckelzeichnung ausgeführt: eine schlichte Arabeske, aber gerade in seiner Einfachheit tausendmal wirksamer als die bunten Clichéillustrationen, die man unbegreiflicher Weise noch immer häufig auf die Umschläge klebt. Der ganze Einband — aus den Ateliers von *H. Sperling* in Leipzig — ist ein kleines Meisterstück: die Zeichnung liegt sattgolden auf leicht cremefarbenem Untergrund aus Seidenfaserkarton. Das Papier ist imitiertes Büten, den Druck besorgte *Oskar Bonde* in Altenburg, mit haargenauer Verteilung der Typen von der Mitte der Blattseiten aus, korrekt und schön. 15 Exemplare in besonderem Format und Umschlag sind als Liebhaberausgabe (zum Preise von 15 M.) gedruckt worden. Die Deckelzeichnung soll bei Gelegenheit hier reproduziert werden. — Derselbe unermüdlich thätige Verlag bringt ein zweites neues Gedichtbuch „*Seltene Stunden*“ von *Thassilo von Scheffer* mit einer feinen und stimmungsvollen Titelzeichnung in zwei Farben von *Theodora Quasch*, und *Karl Larsens* eigentümlichen Roman „*Doktor Ix*“ in vortrefflicher Übersetzung von

E. Brausewetter mit einem gleichfalls sehr gelungenen Umschlagbilde, dessen Zeichner nicht genannt ist: ein weisses Netz mit Blütendolden, über das ein unheimliches Fabeltier seine Fangarme reckt. —b|—



Die Sitte, dann und wann auch von belletristischen Werken Sonderausgaben in besserer Ausstattung für Bücherfreunde zu veranstalten, scheint sich auch bei uns einbürgern zu wollen. Von „*Der gemordete Wald*“, ein Bauernroman aus der Mark von *Fedor von Zobeltitz*, kündigt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart ausser der gewöhnlichen Ausgabe noch eine zweite in einer geringen Anzahl von Abzügen auf Bütenpapier an, jedes Exemplar numeriert und vom Autor gezeichnet.



„*Die Schweiz*“, die Schweizer illustrierte Halbmonatsschrift (Zürich, Polygraphisches Institut A.-G.), auf die wir hier mehrfach aufmerksam gemacht haben, ist in ihr zweites Lebensjahr getreten. Was wir an diesem Blatte so hoch schätzen, ist das glückliche Bemühen, sich nicht auf den landläufigen Illustrationschmuck der meisten deutschen Familienblätter zu beschränken, sondern durch Vignetten, Umrahmungen und Kapitelstücke den Charakter des Künstlerischen über den des rein Unterhaltenden zu stellen. Wie reizvoll wirkt nicht schon die Kopfleiste von *H. Hirzel*, die der Ankündigung des ersten Hefes des neuen Jahrgangs als Zierstück beigegeben ist! Auch die farbigen Umschläge der einzelnen Hefte mit ihren wechselnden Motiven sind meist aussergewöhnlich hübsch. —z.

Kleine Notizen.

Deutschland.

Von dem *Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Sammlung für Kostümwissenschaft* ist die siebente Lieferung der dritten Abteilung — Büchersammlung — erschienen, wiederum reich illustriert und voller interessanter bibliographischer Angaben. Erwähnt seien: Tenglers „*Laienspiegel*“ in den Ausgaben von 1511 und 1536; die zweite Ausgabe des *Theuerdanck* (1517) in einem schönen Exemplar; *Melanchthons* *Passional* mit den *Cranachschen* Bildern in der Originalausgabe von 1521; ältere Verdeutschungen des *Livius*, *Cicero*, *Justinus*, *Heriodan*, *Vergil*, *Xenophon*; die erste deutsche Ausgabe des *Fierrabras* (1533); *Pontus* und *Sidonia* von 1539 und 1548; *Boccaccios* „*De claris mulieribus*“ von 1539 und „*Fürnemmste historien*“ von 1545; die erste Verdeutschung von *Pantaleons* *Heldenbuch* (1567/71); das *Studentenstammbuch* des *Joh. Ad.* von *Glauburg* (mit zahlreichen Wappen, figürlichen Darstellungen und von 1572—1590 reichenden Abbildungen) in schönem gleichzeitigem Pergamenteinband mit dem Wappen des Besitzers; *Schrots* „*Zehn Alter der Welt*“ von 1574; die erste Ausgabe von *Ammans*

Stamm- und Wappenbuch (1579); Stammbücher von Michael Löchel (Nürnberg 1587/1616) und Leonhard Hayder (ebenda., 1589/1645); der Weisskunig von 1775; ein sehr interessantes Stammbuch aus dem XVII. Jahrhundert (von Michael Schmidt) mit figürlichen Darstellungen in Aquarell; ein wenig bekannter Wiedertäuferbericht, Köln, um 1540; die selten aufzutreibende „Abcontrafactur Vnd Bildnis aller Gross Hertzogen“, Wittenberg, Säuberlich, 1599, die Bilder von Georg Mack koloriert; an Bibeln: die Froschauersche von 1531, Behams Bibelbilder von 1536 und 1537, die Luftsche Bibel von 1556, Solis Biblische Figuren von 1565, die wendische Bibel, Wittenberg 1584, mit den Teufelschen Bildern, Holbeins Bilder zum alten Testament im Wigandschen Neudruck, Dürers Kleine Passion im Neudruck, die Endtersche Kurfürstenbibel von 1649/1653 u. s. w. —z.

Von dem Lieferungswerke „*Am Hofe Kaiser Wilhelms II.*“ (Berlin, Neuer Verlag) erscheinen gegenwärtig die Schlusshefte. Ein Prachtwerk in veraltetem Sinne ist diese Publikation ebenso wenig wie im Sinne moderner Ausstattung, denn die eingefügten Abbildungen sind lediglich Reproduktionen nach Photographien, und auf künstlerischem Beischnuck ist von vornherein Verzicht geleistet worden. Inhaltlich aber ist das Werk zweifellos sehr interessant. Es bietet über das Leben und Treiben und die Persönlichkeiten am Berliner Hofe viele intime Einzelheiten und auch manche Aufklärung aus sachkundiger Feder; die Redaktion hat es verstanden, sich für die verschiedenen Abteilungen Mitarbeiter zu sichern, die ihr Thema beherrschen. Für ein derartiges Werk, dessen Hauptreiz in der Aktualität liegt, ist die sogenannte authentische Illustration — nach Photographien — übrigens das Richtigeste. —bl—

Das erste Heft des neuen Jahrganges der „*Ex-Libris Zeitschrift*“ enthält u. a. Abbildungen eines Bücherzeichens der Stadt *Oehringen* von *Lukas Cranach*, von Graf zu Leiningen erläutert, sowie eines modernen gotisierenden *Ex-Libris*, von *Melchior Lechter* für die *Groscheimsche Bibliothek* entworfen. Graf Leiningen bespricht in derselben Nummer auch drei neue Fachwerke; „*Gli Ex-Libris*“ von *Achille Bertarelli*, „*Artists and engravers of british and american bookplates*“ von *H. W. Fincham* und „*Ex-Libris, essays of a collector*“ von *Charles Dexter Allen*, dessen 800 Exemplare bereits vergriffen sind. —f.

Vor einiger Zeit wurde hier über ein neu aufgefundenes Kantbildnis berichtet, das, von der Gräfin Keyserling gemalt, den Philosophen in jungen Jahren darstellte. Dr. E. Fromm hatte darüber in einer Broschüre Näheres mitgeteilt. Neuerdings ist nun wiederum ein Bild Kants aufgefunden worden, das sich bisher in dem Besitze eines Antiquars befunden hatte. Wie Prof. *H. Vaihinger* in den „*Kantstudien*“ mitteilt, stellt dieses Bild, das von einem echten Künstler herrührt und unzweifelhaft nach dem Leben gemalt, dem

nach keineswegs auf Grund anderer Kantbildnisse frei komponiert ist, den Philosophen in einer vom Durchschnittstypus abweichenden, eigenartigen, aber durchaus natürlichen und lebenswahren Auffassung dar. Das Bild ist vom Magistrat der Stadt Königsberg angekauft worden.

In Leipzig ist Mitte Mai die *buchgewerbliche Jahresausstellung* im Buchgewerbemuseum eröffnet worden. Die „*Leipz. Ztg.*“ urteilt nach besonderer Würdigung der illustrativen Leistungen Muchas und der stimmungsvollen Buchausstattung der Holländer, über Deutschlands modernes Buchgewerbe ziemlich abfällig; sie schreibt u. a.: In Deutschland sind die Firmen noch recht vereinzelt, die es verstehen, von den Fremden zu lernen und dort das hervorgebrachte Gute auf die heimischen Arbeiten zu übertragen. Wir sind doch sonst in Deutschland nicht so langsam, das Ausland in seinen Leistungen zu bewundern und sie ihm nachzuempfinden — der deutsche Buchhandel jedoch verhält sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, recht reserviert. Man kann auch heuer wieder „*Prachtwerke*“ sogenannter erster Firmen aufschlagen und zu seinem gerechten Bedauern finden, dass man in mancher Beziehung noch auf demselben langweiligen Standpunkte zu kleben scheint wie vor zwanzig und mehr Jahren. Geradezu wohlthuend wirken in dieser Wüste die von Lefler und Urban originell illustrierten „*Rolandsknappen*“ des alten Musaeus: hier greifen wirs ja mit Händen, welchen Genuss ein Buch, das in Bild und Wort einheitlich gestaltet ist, bietet; nur ein einziges Blatt fällt darin auf und damit aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Wir haben gewiss sehr respektable Unternehmungen grösseren Stils zu verzeichnen (aus München, Bruckmann: *Furtwänglers*, „*Sammlung Somzée*“, Photogr. Union: des Böcklinwerkes III. Folge, *Hirths* verschiedene Publikationen; aus Dresden *Gutbier*: „*Der Trojanische Krieg*“; aus Leipzig und Berlin mehrere Häuser mit Büchern von bestem Klange; aus Wien die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, die ausser den „*Rolandsknappen*“ die „*Bilderbogen für Schule und Haus*“ mit anerkanntem wertem Geschick in der Auswahl herausgiebt); aber ein rechter, echter Fortschritt, ein freudiges Erfassen der von der heutigen Kunst in über grossem Reichtum gebotenen befreienden Gedanken ist nur teilweise zu spüren. Gewiss passt ein modernes Geranke nicht zu einer strengwissenschaftlichen Gelehrtenarbeit, aber dass man auch hierin dem Buche zu Liebe etwas mehr daran wenden könnte, das beweisen die Erfolge der Kelmescott-Presse des kürzlich verstorbenen Morris und die dem Werte des Gegenstandes gerecht werdenden Facsimile-Ausgaben der berühmtesten klassischen Codices (*Sarraviano-Colbertinus*, *Bernensis 363*, *Oxonienis Clarkianus 39* u. a.) durch den Leidener A. W. Sijthoff . . . —

Frankreich.

Es ist merkwürdig und trotzdem immer wieder in der Geschichte der Wissenschaften zu finden, dass

grosse Entdeckungen frühzeitig gemacht werden, doch mitsamt dem Namen ihrer Schöpfer vollkommen in Vergessenheit geraten. Ein Pariser Arzt hat kürzlich ein *Buch vom Anfange des XVIII. Jahrhunderts* in der dortigen Nationalbibliothek ausgegraben, ein kleines Werk von 60 Seiten, das jedenfalls nur in sehr wenigen Exemplaren noch sonst vorhanden sein wird. Sein Verfasser war Arzt in Lyon und hiess *Goiffon*. Das Buch handelt über Gifte und Pestilenz und zeigt deutlich, dass der Verfasser die Theorie von der Entstehung ansteckender Krankheiten durch in der Luft enthaltene winzige Keime durchaus erkannt hat. Jedenfalls war das Gedächtnis an diesen Mann so gründlich verschwunden, dass auch Pasteur, der neue Schöpfer dieser Theorie, nichts von ihm gewusst hat, denn sonst hätte er bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit gegen alle Vorarbeiten die Bedeutung dieses Mannes hervorzuheben sicherlich nicht unterlassen.

Mucha, der Liebling der „Plume“, hat vier mattkolorierte grosse Panneaux entworfen. Sie stellen symbolische Verbindungen von Frauen und Blumen dar und sind, ihren scharfen Konturen nach zu urteilen, für moderne Glasfenster gut geeignet. —a.

Eine sehr reizvolle Affiche hat der pariser Künstler Mr. *Berthon* für den Roman „*Sainte Marie-des-Fleurs*“ von *R. Boylesue* entworfen. Es ist bedauerlich, dass man in Deutschland noch immer auf derartige Voranzeigen verzichtet. —a.

Holland und Belgien.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs der „*Vlaamse School*“ ist mit einer wunderhübschen Titelzeichnung von *Charles Doudelet* geschmückt. Der talentvolle Künstler ist in dem Heft neben vielen anderen Zierstücken auch durch eine grosse Originalzeichnung: „*Wéer't Paradijs*“ vertreten. Die Zeitschrift bringt ausser ihren Originalartikeln auch stets eine vielseitige Journalrevue, Gedichte und Illustrationen. Eine Abhandlung *Sanders van Loo* über die „Unbekannten Meister um 1480“ verdient besondere Beachtung. —f.

In einem grossen, wohlbeleuchteten Saal der Königl. Bibliothek zu *Brüssel* sind die wertvollsten Handschriften der alten *Burgunder-Sammlung* ausgestellt worden, zugleich mit mehreren hundert Miniaturen, die ein vollständiges Bild der flandrischen Kleinmalerei geben. In besondern Schreinen haben die berühmten Inkunabeln chronologisch Unterkunft gefunden, sowie sehr interessante Autographen und Stiche, von denen

die letzteren vom XV. Jahrhundert bis auf unsere Tage reichen und die Entwicklung von Kupferstich und Radierung illustrieren. Eine Abteilung ist auch merkwürdigen historischen Einbänden aller Art eingeräumt worden. —m.

England.

Aus London geht uns eine höchst interessante neue Monatsschrift zu, welche das Motto: „Truth is stranger than Fiction“ unter ihrem eigentlichen Titel: „*The Wide World Magazine*“ führt und der Wiedergabe nur wirklicher Erlebnisse kultur- und naturhistorischen, sowie geographischen Inhalts gewidmet ist; alle Illustrationen sind Photographien nach dem Leben. Von besonders aktuellem Interesse ist ein Nordpolartikel von *Nansen*, dem mancherlei noch unveröffentlichte Photographien beigegeben sind. Der Preis ist niedrig — 6 d für das Heft. —e—

Unter dem Titel: „*Cartoons for the Cause; 1886—96*“ hat *Walter Crane* in der Twentieth-Century-Press eine Folge von stark socialistisch angehauchten Holzschnitten in Dürer-Manier erscheinen lassen. *W. Crane* hat wohl von seinem Freunde *Morris* die radikale Richtung übernommen. —m.

Amerika.

Die Märznummer der amerikanischen Monatsschrift *The Book Buyer* enthält u. a. einen Artikel über die Buchbindekunst *Otto Zahns* in Memphis, Tennessee. Herr Zahn ist ein Schwarzburg-Sondershausener Kind und der Sohn eines Pastors. In Arnstadt in seinem Fach ausgebildet, begab er sich schon früh auf Reisen und liess sich nach mancherlei Irrfahrten 1884 in Memphis nieder, von wo aus er eine gewisse leitende Stellung im Buchbindergewerbe erlangt hat. Auch auf den grossen Ausstellungen haben seine Arbeiten stets hervorragenden Beifall gefunden. —a.

Die *Dunlap Society* veröffentlichte kürzlich eine Monographie *Shipmans* über zwölf von *W. J. Gladding* 1867 gezeichnete amerikanische Theaterkarikaturen. —a.

Von einem neuen *Diktionär zur Bibel* ist der erste Band bei *Charles Scribners Sons* in New-York und bei *Clark* in Edinburg erschienen, und zwar unter Leitung des Rev. *James Hastings* und der Mitarbeiterschaft berühmter Spezialisten, wie Professor *Sanday* und Präsident *Harper*. —a.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: *Fedor von Zobeltitz* in Berlin.

Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse: Berlin W. Augsburgstrasse 6x erbeten.

Gedruckt von *W. Drugulin* in Leipzig für *Velhagen & Klasing* in Bielefeld und Leipzig. — Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Strassburg i. E.

Kataloge — Aus der Antiquariatswelt — Rundschau der Presse — Briefkasten.
Anzeigen

Desiderata — Angebote — Litterarische Ankiündigungen: die gespaltene Petitzelle 25 Pf., alle übrigen:

$\frac{1}{2}$ Seite 60 M., $\frac{1}{4}$ Seite 30 M., $\frac{1}{8}$ Seite 15 M., $\frac{1}{16}$ Seite 8 M.

Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt; Vorzugs- und Umschlagseiten, sowie besondere Beilagen nach Vereinbarung.

Schluss für die Anzeigenannahme jedes Heftes am 10. des vorhergehenden Monats.

Anzeigen gefl. zu richten an die Verlagshandlung: Velhagen & Klasing, Abteilung für Inserate, Leipzig, Poststrasse 9.
Redaktionelle Zuschriften, Kataloge etc. an den Herausgeber: Fedor von Zobeltitz in Berlin W., Augsburgerstrasse 61.

Kataloge.

(Nach dem Eingang geordnet, soweit der Raum es zulässt. Die Zurückgestellten werden im nächsten Heft nachgetragen.)

Deutschland und Österreich.

Joh. Traber Nachf. in München. Kat. No. 5. — *Verschiedenes.*

Deutsche u. französische Litteratur, Kuriosa, Geschichte (Bavaria), Geographie, Philosophie, Theologie, Kunstblätter.

Franz C. Mickl in Münster i. W. Kat. No. 1, 1898. — *Geheime Wissenschaften.*

Mit einer Studie „Die Magie des Traumes als Unsterblichkeitsbeweis“ von Franz Unger.

Adolf Weigel in Leipzig. Kat. No. 38. — *Zeitschriften und Sammelwerke.*

Publikationen gelehrter Gesellschaften, Quellenwerke, Seltenheiten.

Heinrich Kerler in Ulm. Kat. No. 255. — *Elektrizität.*

Leo Liepmannssohn. Kat. No. 131. — *Musiklitteratur.*
Gafori, Pratica musice, Mail. 1496, M. 300; Pract. mus. utriusque cantus, Ven. 1512, M. 250. —

J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) in Strassburg i. E. — *Kunst und Bibliographie.*
Verlagskatalog.

Leo Révai in Budapest IV. Kat. No. 27. — *Länder- und Völkerkunde.*

Josef Jolowicz in Posen. Kat. No. 128. — *Russland in Geographie und Geschichte.*

Josef Baer in Frankfurt a. M. Kunstgewerbl. Mitteilungen. N. F. No. 3: *Gold- und Silberschmiedekunst.*

Derselbe. Kat. No. 404. — *Französische Geschichte bis zur Revolution.*

Derselbe. Kat. Anz. No. 466. — *Miscellanea.*

Fischart, Glückhaft Schiff, Strassb. 1576, M. 250. — Bibel, Köln, Götz, 1480, in 2 Bdn. M. 360. — Columna, Hypnerotomachia Poliphili, Venedig. 1499, M. 1200. — Grimmelshausen, Ewig. Calender, Fulda 1670, M. 30. — Hoffmannswaldau, Reisender Cupido, M. 60. —

Derselbe. Anz. No. 467. — *Griechische Archeologie und Kunst.*

Emil Hirsch in München. Kat. No. 16. — *Bayrische Landes- und Ortsgeschichte.*

Bücher, Bilder, Militärkostüme.

Theodor Kamppfmeier in Berlin SW. Kat. No. 378 a. — *Geschichte.*

(Fortsetzung S. 2.)

Z. f. B. 98/99. 4. Beiblatt.

Angebote.

Siegismund'sche Sort.-Buch., Paul Hientzsch
in Berlin W. 66. Katalog XXVIII: Billige Gelegenheitskäufe.

Hugo Hayn,

Schriftsteller und Bibliograph in München,
Oberanger 11b,

verkauft oder verleiht billig folgende **bibliographische Beiträge** in Gestalt von

Zettel-Katalogen:

Antwerpen.	London (wobei viele
Baden (Aargau).	Erotica).
Baden-Baden.	Lüneburg.
Baden b. Wien.	Rousseau, Jean-Jacques.
Bandello, Matteo (1480 bis	Russland.
Bauernkriege. [1561].	Schneider, Eulogius.
Bibliotheca antipapistica.	Schreib- und Rechen-
Celtes, Conr. (1459—1508).	kunst.
Hessen-Nassau (Provinz).	Spiele und Kunststücke.
Hiesel, Bayerischer.	Vampirismus.
Justiz- u. Beamtenwesen	Zuber, Matthaeus (1570
(meist satyr. Kuriosa).	bis 1623).

Litterarische Ankiündigungen.

Leo S. Olschkis Antiquariat
Florenz

mit Succursale in Venedig.

Soeben erschien:

Catalog XXXIX: Bibliotheca Savonaroliana (XII, 60 S.) in 8°. Mit Porträt, Einleitung, Biographie und 2 Facsimiles. — Elegant ausgestattetes Bändchen, das einen wichtigen Beitrag zur Bibliographie der Savonarola-Litteratur bildet. Fr. 3.—. (Der für das Verzeichnis gezahlte Betrag wird bei event. Bestellung in Abzug gebracht.)

Bulletin 27: Neue Erwerbungen. — Wird auf gef. Verlangen gratis und franko geliefert.

(Kataloge. Forts. v. S. 1.)

J. Scheible in Stuttgart. Anz. f. Bibliophilen No. 103. — *Seltenheiten.*

Baffo, Poésies, Par. 1884, 4v., M. 120. — Banello, Nouvelle, Lond. 1740, M. 100. — Basan, Tableau Choisent, Par. 1771, M. 150. — Bocher, Gravures franç. du XVIII. siècle, Par. 1875/82, 6 v., M. 70. — Cicero, Opera, Leyden, Elzevir, 10 v., M. 100. — Laborde, Chansons, Rouen 1881, 4 v., Pap. Holl., M. 100. — Guérinière, Ecole de cavalerie, Par. 1733, Ex. d'amat., M. 100. — Morgand, Bull. de la Librairie, Par. 1876/95, 6 v., M. 145. — Peuples de la Russie, Par. 1812, M. 200. — Rabelais, Oeuvres, Amst., Elzevir 1663, 2 v., M. 75. — Restif, Monsieur Nicolas, Par. 1794-97, Ed. orig., 16 part., M. 120; Dasselbe Edit. Liseux, Ex. d'amat., M. 120. — Roger Bontemps en belle humeur, 1670 (Amst.), M. 60. — Valério, Costumes de la Hongrie, 1855, M. 120. — Egan, Life in London, Lond. 1821, M. 100.

M. & H. Schaper in Hannover. Kat. No. 11. — *Sprache und Litteratur des Auslands.*

A. Twietmeyer in Leipzig. — *Ausgaben der Kelmscott-presse.*

Franz Teubner in Düsseldorf. Kat. No. 76. — *Papsttum.*

Reliquien- und Heiligenkult, Mönchs- und Klosterleben, Reform.-Litt., theol. Schriften u. Satiren, Inquisition, Sekten etc.

Derselbe. *Schlagwortverzeichnis* III.

Eugen Stoll in Freiburg i. B. Kat. No. 85. — *Inkunabeln*; Drucke des XVI. und XVII. Jahrhunderts; Karten und Pläne.

Friedrich Meyers Buchhandlung in Leipzig. Kat. No. 9. — *Das Mittelalter.*

W. Zahn & Jaensch in Dresden. Kat. No. 97. — *Militärkostüme.*

Schlachtenbilder, Porträts, Karikaturen, Autographen.

Dieselben. Kat. No. 98. — *Occultismus, Theosophie, Mystik.*

Dieselben. Kat. No. 99. — *Freimaurerei.*

Anhang: Ritter- und Mönchswesen.

Heinrich Schöningh in Münster i. W. Kat. No. 54. — *Aus allen Wissenschaften.*

Paul Lehmann in Berlin W. Kat. No. 92. — *Deutsche Litteratur und Sprache.*

J. Eckard Mueller in Halle a. S. Kat. No. 63. — *Theologie.*

Derselbe. Kat. No. 64. — *Naturwissenschaften.*

Derselbe. Kat. No. 65. — *Saxonia.*

Reichstagsakten. Instruktionen des Kurfürsten August an den Grafen von Eberstein „und andere“ kursächsische Abgesandten auf dem Reichstag zu Augsburg 1559. 33 Briefe, 20 der Briefe eigenhändig unterschrieben: „Augustus Churfürst“; Andere vom Canzler Hieron. Kiesewetter. M. 150.

Derselbe. Anz. No. 10. — *Autographen.*

J. Hiller in München. Anz. No. 6. — *Verschiedenes.*

R. L. Prager in Berlin NW. Bericht No. 1 1898. — *Rechts- und Staatswissenschaften.*

C. Uebelens Nachf. Fr. Klüber in München. — *Aus allen Wissenschaften*; Belletristik.

Ernst Carlebach in Heidelberg. Verz. No. 225. — *Ausländische Litteratur.*

(Fortsetzung S. 3.)

Centralstelle für Bibliophilie.

München

Gewürzmühlstrasse 1 B.

Bitte verlangen Sie unsern für alle Sammler
hochinteressanten Prospekt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hochinteressanter agrarischer Roman.

Der gemordete Wald.

Ein Bauernroman *aus der Mark Brandenburg.*

Von

Fedor von Zobeltitz.

Elegant in Leinwand gebunden Preis M. 5.—
Liebhaber-Ausgabe auf Büttenpapier
(12 Exemplare, numeriert und vom Verfasser
mit seinem Namen gezeichnet)
Preis geh. M. 20.—

Die handelnden Personen sind zum größten Teile Bauern, die der Dichter in ihrer knorrigen Eigenart ungemein packend und lebenswahr schildert. Es sind freilich nicht durchweg heitere Bilder, die er vorführt, vielmehr enthüllt er auch die Schattenseiten des märkischen Bauerncharakters und kennzeichnet namentlich den beschränkten Starrsinn, der sich aus fleinlichem Eigennutz den berechtigten Forderungen des Allgemeinwohls verschließt. Mit einer vorzüglichen Charakteristik der Personen, sowohl der aus dem Bauernstande wie aus andern Kreisen, verbindet sich eine nicht minder gelungene Kolorisfarbe. Man empfindet, daß der Autor die Menschen und Verhältnisse, die er schildert, genau kennt. Ohne Frage hat der beliebte Romandichter hier das beste Werk geboten, das seine Muse bisher gezeitigt.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Erstes Wiener Bücher-
und Kunst-Antiquariat

GILHOFER & RANSCHBURG

WIEN I, Bognergasse 2.

Grosses Lager bibliographischer Seltenheiten —
Werke über bildende Kunst und ihre Fächer —
Illustrierte Werke des 15. bis 19. Jahrhunderts —
Inkunabeln — Alte Manuskripte — Kunst-
einbände — Porträts — National- und Militär-
Kostümlätter — Farbenstiche — Sportbilder —
Autographen.

Kataloge hierüber gratis und franko.
Angebote u. Tauschofferten finden coulanteste Erledigung.

(Kataloge. Forts. v. S. 2.)

(Anzeigen.)

Schweiz.

Adolf Geering in Basel. Kat. No. 260. — *Naturwissenschaften*.

Derselbe. Anz. No. 145. — *Neue Erwerbungen*.

Schweden.

H. Klemming in Stockholm. Kat. No. 125. — *Varia*.

Holland.

O. L. van Langenhuyzen. Bull. No. 60. — *Livres rares et curieux*.

England.

Williams & Norgate in London WC. — Recent. Theat. Literature.

Aus der Antiquariatswelt.

Ein hübsch ausgestattetes illustriertes Heft bringt das Buch- und Kunstantiquariat von *Gilhofer & Ranschburg* in Wien als *Kaiser-Jubiläums-Katalog* (No. 60). Das Verzeichnis der „Austriaca“ beginnt mit einem seltenen Angebot: dem Teuerdanck in sämtlichen Ausgaben des XVI. Jahrhunderts: 1517, 1519, 1537, 1553, 1563, 1589 und 1596 (Fl. 1800), in dieser Folge in der That ein kulturhistorisches Denkmal, das ein gutes Bild der Maximilianischen Kunstepoche bietet. An weiteren interessanten Nummern verzeichnet der Katalog: den vermutlich ersten lithographischen Farbendruck, Lanzedellys „Siebenbürgischer Jahrmarkt“ nach einer Zeichnung von Neuhauser (Fl. 120); die historisch-malerischen Darstellungen von Österreich der Gebrüder Köpp von Felsenthal in einem vollständigen Exemplar (Fl. 200); Sinapius „Schlesische Curiositäten-Vorstellung“, Leipzig 1720—1828 (Fl. 180); zwei der seltenen Topographien des Valvasor (Fl. 60 und 36); die Legende sancti Wolfgangi von 1516 (59 Bl., Fl. 45); Zimmermanns Festungsbuch von 1904 („Stätt/ Vöstung/ Capellen und Häuser/ welche biss 1603 . . . belagert worden“; Fl. 120); Sankta Clara „Welt-Galleria“, Nürnberg. 1703, mit den Luykenschen Kupfern; die drei Bände der Reillyschen Militärtrachten, Wien 1796/97 (Fl. 450) und andere seltene Militärkostümwerke. An Inkunabeln: eine unbekannte und undatierte Ausgabe von Albertus Magnus „Buch der Heimlichkeiten“ (Fl. 35); die neunte deutsche Bibel (Fl. 350); die dritte Ausgabe (1498) der Malermi-Bibel; ein sehr interessantes Donat-Fragment, 2 Bll. Probedrucke (Fl. 60); Lirars Chronik von 1486 (Fl. 180); die „Melusine“, Basel 1475 (84 intakte Bll., die übrigen unvollständig; Fl. 300); den einzigen Ruppelschen Druck: Mures „Repertorium vocabulorum“, Basel ca. 1466 (Fl. 60); Passional, Augsb. 1494 (Fl. 45). Ferner: Agricolas „Musica instrumentalis deusch“, Wittb. 1529 (Fl. 120); Ammans Frauentrachtenbuch, latein., Frankf. 1586 (Fl. 150); die erste deutsche Ausgabe des Fierrabras (Fl. 150); Hrosvita Opera, Nürnberg. 1501, mit den Dürerschen Holzschnitten (Fl. 250); „Heures a lusaige de Rome“, Paris, Gillet Hardouyn, mit Kalender von 1505—1530, schönen Miniaturen, Initialen etc., Velin, unbekannt (Fl. 750); die erste Livius-Verdeutschung (Fl. 120);

(Fortsetzung S. 4.)

Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens von *Otto Mühlbrecht*. 2. verbesserte und mit 213 Textabbildungen, sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage 1898. In feinem Halbfranzband geb. 12 M. (Num. Liebhaber-Ausgabe 1—100, in Ganzleder 20 M.) Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



M. & H. Schaper, Antiquariat Hannover, Friedrichstr. 11.

Wir gaben im Laufe des W.-S. 1897/98 folgende noch zur Verfügung stehende Kataloge aus:

- Kat. II. Theologie und Philosophie. 1907 No.
- „ IV. Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte. 2025 No.
- „ VI. Klassische Philologie. 1061 No.
- „ VII. Strafrecht und Strafprozess. 1026 No.
- „ VIII. Folk-Lore. 1621 No.
- „ IX. Schöne Künste. Architektur. Malerei. 947 No.
- „ X. Deutsche Sprache und Litteratur. 2017 No.
- „ XI. Sprache und Litteratur des Auslandes. 1370 No.
- „ XII. Naturwissenschaften, Medizin. 1675 No.

— Zusendung gratis und franko. —

(Aus der Antiquariatswelt. Forts. v. S. 3.)

(Anzeigen.)

Murners „Logica“, 1509, mit seinen eigentümlichen Holzschnitten (Fl. 180); Petrarcha „Opera“, Ven. 1508 (Fl. 150). Der weitere Inhalt des Katalogs besteht aus zahlreichen Flugschriften des XVI. Jahrhunderts, einer Reihe von Manuskripten, Handzeichnungen, Aquarellen, Sportblättern und Einbänden und seltener gewordenen Werken der neueren Zeit. —bl.—

Rundschau der Presse.

Über die Anfänge der *Buchdruckerei in Frankreich* erzählt Mr. A. Claudin im „Bulletin du Bibliophile“ mancherlei Bekanntes wie Neues; die kurzen Mitteilungen über Waldfoghels Versuche in Avignon werden gerade jetzt, da man in Belgien wieder Jan Brito auf den Schild zu erheben sucht, für unsere Leser von Interesse sein:

Noch bevor sich Friburger, Gering und Crantz in der Nähe der Sorbonne niederliessen, wurden technische Vervielfältigungsversuche in Avignon angestellt. Im Jahr 1444 lebte ein Prager Goldschmied namens Procope Waldfoghel (de Bragansis zubenannt) in Avignon; er besass das Geheimnis der „künstlichen Schrift“ und associerte sich bald mit Girard Ferrose, einem Kunstschlosser aus Trèves; doch gehörte ihr Material einem Gascoigner Baccalaurus Manaud Vitalis, der zu Avignon studierte und für die ersten Ausgaben aufgekomen war. Dies Material bestand aus 2 stählernen Alphabeten und 2 eisernen Formen, einem stählernen Instrument, das „vitis“ genannt wurde, 48 Zinnformen und verschiedenem andern. Später zerschlug sich die Associerung, Georges de la Jardine trat für Ferrose ein, noch andere, z. B. Davin de Caderousse, ein Jude, für den Procopus ein hebräisches Alphabet schnitt, wurden in das Geheimnis eingeweiht, bis um 1446, nach welchem Jahr man nichts mehr von den Genossen hört, die Avignon verlassen zu haben scheinen. Man hat vielfach Waldfoghel neben Gutenberg den Erfinder der Typographie genannt; andere nahmen an, er habe bei Hans Dünne in Strassburg gearbeitet und dort Gutenbergs Geheimnis erspürt. Vielleicht hat er es auch aus Mainz mitgebracht, wo viele Böhmen lebten, und Wimpfeling in seinem Catalogus Episcoporum Argentinensum erzählt, dass Gutenberg in Mainz Leute fand, die sich mit den gleichen Versuchen, wie er selbst, beschäftigten. In einigen Klöstern benutzte man bereits Einzelbuchstaben mit Farbe, die man auf die dazu ausgesparten Stellen der Manuskripte presste; so haben zwei Manuscripte aus der Abtei zu Vauclerc, die zu Laon aufbewahrt werden, die eigentümlichen gedruckten farbigen Initialen. Waldfoghel kam einen Schritt weiter, doch handelte es sich bei ihm auch nur um einen „Schreibvorgang ohne Feder“; zur Vervielfältigung von Büchern diente seine Technik nicht. Er teilte das Schicksal vieler armer Erfinder, denen die Sorge um das tägliche Brot nicht erlaubt, ihre Erfindung fertig zu entwickeln. —m.

Bei Henry Holt & Co. in New-York wird unter dem Titel „*Tourgenieff und sein französischer Freundeskreis*“ (Tourgenieff and his French Circle) eine Sammlung von

(Fortsetzung S. 5.)

Verlag von
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Neu erschienen:

Symbolik der Schöpfung und ewige Natur

von
F. Bettex.

Preis gebunden in Kalikoband 5 M.

Gleichzeitig gelangte zur Ausgabe: **Bettex, Naturstudium und Christentum**, 4. Aufl., mit dem Porträt des Verfassers. Preis gebunden in Kalikoband M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Künstler und Kunstfreunde.

M. Gritzner,

Grundzüge der Wappenkunst

verbunden mit einem
Handbuch der heraldischen Terminologie.
und einer

heraldischen Polyglotte.

326 Seiten Text mit 36 Tafeln und 35 Blatt Tafelerklärungen
in gr. 4^o.

In 3 broschierten Lieferungen à 6 Mark oder komplett
gebunden 20 Mark.

Gustav A. Seyler,

Geschichte der Heraldik.

872 Seiten Text mit 520 eingedruckten Abbildungen und
14 Tafeln in gr. 4^o.

In 11 broschierten Lieferungen à 6 Mark oder komplett
gebunden 70 Mark.

Beide Werke sind von der Kritik einstimmig als das Hervorragendste und Beste, was auf dem Gebiete dieser Wissenschaft existiert, bezeichnet worden und für jeden Fachmann, als auch für Laien, die sich über diesen Zweig der Geschichtswissenschaft des Näheren unterrichten wollen, unentbehrlich. Sie bilden die Einleitungsbände A und B von **Siebmachers Wappenbuch**, neue Ausgabe, über das genaue Berichte gerne gratis und franko per Post zu Diensten stehen.

Auf Wunsch können beide Werke auch nach und nach in Lieferungen bezogen werden.

Die Verlagsbuchhandlung

Bauer & Raspe
in Nürnberg.

Soeben erschienen:

Bismarckbriefe 1836—1872.

Sechste, stark vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Horst Kohl**. Mit einem Pastell nach F. von Lehnbach und vier Porträts in Zinkdruck. Preis brosch. 5 M., geb. 6 M., in hochfeinem Halbfranzbande 7 M.

Bei dieser neuen Auflage der Bismarckbriefe handelt es sich nicht nur um eine genaue Berichtigung und Durchsicht der bisherigen Texte, sondern auch um eine wesentliche Ergänzung und Vermehrung aus dem Schätze ungedruckter Briefe intimeren Charakters, die im Besitz der Familie Bismarck sich befinden. Durch die Güte Seiner Durchlaucht haben wir einen beträchtlichen Teil von bisher ungedruckten Briefen Bismarcks an Vater, Bruder und Schwester der Sammlung einfügen können, und durch Beigabe einiger guter und seltener Bismarckbilder ist dem Buche weiterhin ein besonderer Reiz verliehen worden.

Verlag von **Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

(Rundschau der Presse. Forts. v. S. 4.)

Briefen des russischen Novellisten an M^{de}. Viardot, George Sand, Saint-Beuve, Gautier, Flaubert, Taine, Renan, Zola, Maupassant u. a. m. angekündigt. —a.

Der *Caxton Club* zu Chicago bringt als letzte Veröffentlichung einige Briefe von *Edgar Allan Poe* an J. B. Patterson in Oquawka, Illinois, mit Kommentaren von E. Field. Der Band enthält sechs Facsimiles der Briefe. —a.

In einer der letzten Sitzungen der *Académie des inscriptions et belles-lettres in Paris* zeigte der Gelehrte Paul Meyer an, dass er in den Archiven von Forcalquier das aus 10 Doppelblättern bestehende Fragment eines alten *Geschäftsbuches* gefunden habe, das einem gewissen Ugo Terath, Tuchhändler und Notar in Forcalquier, gehörte. Es finden sich darin in chronologischer Reihenfolge geschäftliche Aufzeichnungen aus den Jahren 1330—32. Ein so altes Geschäftsbuch existierte bis jetzt noch nicht in Frankreich. Das der Gebrüder Bonis, die in Montauban Kaufleute waren, vor kurzem entdeckt, ist neueren Datums. In dem Geschäftsbuch von Forcalquier sind alle Aufzeichnungen im provençalischen Dialekt gemacht, einige auch auf lateinisch und hebräisch. Sie stammen, wie man aus der Verschiedenheit der Handschrift schliesst, von zwei Personen. Die verkauften Stoffe sind nach Farbe und Herkunft bezeichnet, z. B. „Weisse von Béziers und Limoux“, „Blaue von Carcassonne“, „Hellgrüne von Toulouse“ etc.

Aus dem Grossherzogtum Hessen wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben: In wie unverantwortlicher Weise oft *geschichtliche Dokumente und Urkunden vernichtet* werden, davon giebt der amtliche Bericht über die letzten Sitzungen der hessischen Zweiten Kammer ein anschauliches Bild. Abgeordneter Köhler teilte mit, dass ihm in *Langsdorf* (Oberhessen) bei der Übergabe des Bürgermeisterei-Inventars feierlichst wertlose Gegenstände übergeben worden seien, während jetzt noch wertvolle, nicht im Inventar verzeichnete Urkunden und Akten auf dem Rathause liegen, ein grosser Teil solcher aber auch schon zum *Feueranmachen* benutzt worden sei. Er habe früher schon einige wertvolle Sachen aus Langsdorf der Giessener Universitätsbibliothek abgeliefert und unter anderm auch das alte Langsdorfer Wappen vor dem Untergange gerettet. Abgeordneter Graf Oriola bemerkte: „Das, was der Abgeordnete Köhler zur Sprache gebracht habe, sei eigentlich ein trauriges Zeichen einer Zeit, die doch bestrebt sei, die alten Denkmäler zu erhalten. Die Sache leide wohl daran, dass die meisten Leute, die mit den Urkunden etc. zu thun hätten, keine Kenntnis von dem Werte derselben besässen. Dem Abg. Köhler sei er dankbar, dass er die Angelegenheit zur Sprache gebracht habe. Wenn man die Missstände beseitigen wolle, möge man aber nicht Dorfarchive, sondern Archive für die einzelnen Provinzen oder grösseren Kreise einrichten. Er halte es für die Pflicht der grossen Regierung, dafür Sorge zu tragen, dass fernerhin keine wertvolle Urkunde mehr dem Feuer überliefert werde, dagegen könne man wohl manches unbrauchbare Inventarstück der Bürgermeistereien beseitigen. Staats-

(Fortsetzung S. 6.)

Für Kunstfreunde.

Die Baukunst Spaniens.

Dargestellt in ihren hervorragendsten Werken. Hauptwerk von M. Jung-

händel und Corn. Gurlitt. *Nachtrag* von D. Pedro de Madrazo und Corn. Gurlitt. 266 Licht- und Farbendrucke mit Text in 3 einfachen Mappen 260 M.

Die Baukunst Frankreichs.

Herausgeg. v. Corn. Gurlitt. 200 Taf. gr. Fol. mit Text

in 8 Liefgn. zu je 25 M. Bis Anfang Juli 5 Liefgn. erschienen, die übrigen Lieferungen folgen in ca. 5 monatl. Zwischenräumen.

Beide Werke sind nach Inhalt und Ausstattung bedeutende Erscheinungen und für jeden Liebhaber von grösstem Wert.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandl., sowie direkt v. der **Gilbers'schen Kgl. Hof-Verlagsbuchhandlung, J. Bleyl, Dresden.**

Soeben erschien:

Neue 3. durchgesehene und vermehrte Auflage
in 8 stattlichen Lieferungen zu 1 M. 20 Pf.

Illustrierte Schiller-Biographie

Dem deutschen Volke dargestellt
von J. Wychgram.

Mit 50 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 231 Abbildungen im Text (darunter viele zum erstenmal veröffentlichte interessante Porträts und Autographen). Komplet 9 M. 60 Pf. In feinem Halbledereinband Preis 12 M.

Diese neue und umfassende Schillerbiographie hat sich rasch den Beifall der Kritik und die Gunst des Publikums erworben. Der Verfasser hat seine Darstellung für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt; besonders wird sich das Buch, das uns den Lebensweg unseres auch menschlich grossen und vorbildlichen Dichters zeichnet, zum Geschenk für die herangereifte Jugend eignen. — Aus den zahlreichen Beurteilungen heben wir einige hervor:

Litterarisches Centralblatt: „Eine in jeder Hinsicht würdige Schillerbiographie für weiteste Volkskreise ist in Wychgrams Werk geboten; es wäre zu wünschen, dass Paleskes weitverbreitetes Buch allmählich durch Wychgrams zweifellos empfehlenswertere Arbeit ersetzt würde.“

Zeitschrift für den deutschen Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk.“

Neue freie Presse: „Das, was Wychgram wollte, hat er wirklich erreicht. Seine schöne abgerundete Darstellung mutet uns in der That wie ein wahres, echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist er geradezu von packender Kraft.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von

Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Brief-Kouvert-Fabrik

Reichhaltiges Lager von

Kouverts

sowie Anfertigung in allen gewünschten Grössen.

HERMANN SCHEIBE

LEIPZIG,

Gegründet 1857.

Kurprinzstrasse 1.



(Rundschau der Presse. Forts. v. S. 5.)

minister Finger versprach, dass die vorgebrachten Wünschen Rechnung getragen werden solle.

Über die ehemals in *Altdorf* befindliche berühmte *Schwarzsche Büchersammlung*, die sämtliche Schriften aus der Reformationszeit vereinigte, macht Universitätsbibliothekar Zucker im „Zentralbl. f. Bibliotheksw.“ eine interessante Mitteilung. Die Büchersammlung, die durch den 1792 verstorbenen Professor der Ethik Georg Christoph Schwarz zusammengebracht war, befand sich noch anfangs dieses Jahrhunderts in Altdorf. Da die Altdorfer Bibliothek 1818 von der bayerischen Regierung an die Universität *Erlangen* abgegeben wurde, so wurde auch die Schwarzsche Büchersammlung dort vermutet, und in der „Allg. deutschen Biographie“ Band 33 wird dies in dem Artikel über Georg Christoph Schwarz aufs neue ganz bestimmt angegeben. Der Schatz ist aber gar nicht nach Erlangen gekommen; die Bibliothek wurde vielmehr von dem bekannten grossen Bücherliebhaber Lord Heber angekauft und von seinen Erben im Jahre 1836 in Paris versteigert.

Im Familien-Archive des Grafen *Neithardt von Gneisenau* in Sommerschenburg (bei Magdeburg), wo der General seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ist eine Reihe interessanter und wertvoller Schriftstücke entdeckt worden. Bei einer Neuordnung des Familienarchives fanden sich ganze Briefreihen von Clemens Brentano, Bettina v. Arnim, den Brüdern Humboldt u. a. Von Gneisenaus Hands sind mehrere politisch-militärische, bisher unbekannt gebliebene Denkschriften vorhanden.

Das „Ateneo“ zu Madrid hat den Bewerbern für die 2000 Pesetas des Diaz Molin-Preises eine kritisch-historische Studie über *Cervantes-Ausgaben* vorgeschrieben. —m.

Das grosse *Werk über das deutsche Bauernhaus*, das der Verband der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten in Oesterreich und der Schweiz zur Zeit in drei Teilen bearbeitet, hat durch die Bewilligung eines Beitrages von 5000 Mk. zu den erforderlichen Aufnahmen seitens der Stadt Hamburg eine wesentliche Unterstützung erhalten. Nachdem vor einiger Zeit eine Besprechung der mit der Herausgabe betrauten Architekten in Wien stattgefunden hat, ist jetzt eine erneute Beratung in Zürich ins Auge gefasst, wo der ganzen Frage und dem übereinstimmenden Vorgehen aller Zweige deutscher Nationalität oder Abstammung ein sehr lebhaftes Interesse entgegengebracht wird. Es sind nach dem Berichte des Architekten Geiser für die Schweiz 100 Blatt Zeichnungen zu erwarten, nach den Angaben des Prov.-Konservators Lutsch in Breslau für Norddeutschland ebenfalls 100 Blatt, aus Mitteldeutschland etwa 40 Blatt, aus anderen Gebieten rund 90.

Briefkasten.

A. G. in Berlin. — Ein Druckfehler. Die genaue Adresse der Firma, nach deren Entwürfen wir die Bibliothekseinrichtungen im dritten Hefte brachten, lautet: *Max Bodenheim, Berlin W. Unter den Linden 16.*

Prof. P. in P. — Ich pflege die meisten derartigen Anfragen brieflich zu erledigen. Besten Dank.



C. Angerer & Goeschl

k. u. k.

Hof-Photographische Kunstanstalt in WIEN,

„XVI/I Ottakringerstrasse No. 49

empfehlen sich bestens zur Anfertigung von

Autotypien, Phototypien, Chemotypien und Chromotypien.

Erzeugung von

Zeichenmaterialien, Patent Korn- u. Schabpapieren,

→ Kreide und Tusche. ←

Papiermuster und Probedrucke auf Verlangen gratis
und franko.

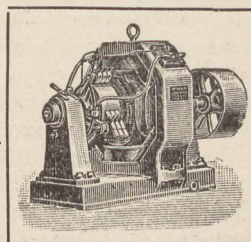
Elektrizitäts-Aktiengesellschaft

vormals

Schuckert & Co., Nürnberg.

Zweig-
geschäfte:

Berlin,
Breslau,
Frankfurt a. M.,
Hamburg,
Köln, Leipzig,
Mannheim,
München.



Technische

Bureaux:

Augsburg,
Bremen, Crefeld,
Dortmund,
Dresden, Elberfeld,
Hamm,
Hannover,
Magdeburg, Mailand,
Nürnberg,
Saarbrücken,
Strassburg,
Stuttgart.

Elektrische Anlagen

(Licht und Kraft).

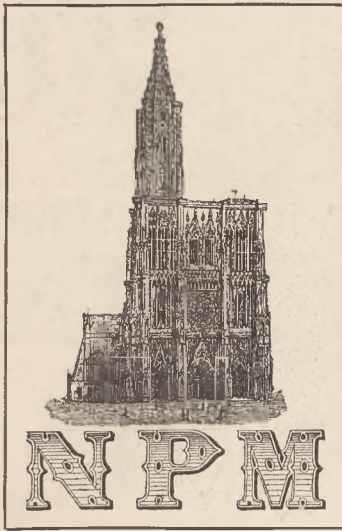
Elektrische Antriebe für Transmissionen und
jederlei Arbeitsmasch.
der Buchdruckerei (Schnellpressen, Falz-, Schneide-, Hobel-
maschinen, Kreissägen usw.), der Buchbinderei, Holz-, Stroh-
und Zellstoff-, der Pappen- und Papierfabrikation usw.

In Leipzig allein über 100 Elektromotoren für diese Branchen
installiert.

— Galvanoplastische Anlagen. —

Referenzen: Giesecke & Devrient, K. F. Köhler, F. A. Brockhaus,
Hesse & Becker, F. G. Mylius, Oskar Brandstetter, sämtlich
in Leipzig; Friedrich Kirchner, Erfurt; Meisenbach Riffarth &
Co., Schöneberg-Berlin, R. Mosse, Berlin; E. Nister, Nürnberg;
Münchner Neueste Nachr.; Eckstein & Stähle, Stuttgart;
Gebr. Dietrich, Weissenfels.

Neue Papier-Manufaktur



Strassburg i. E.-Ruprechtsau

liefert als Spezialität

feine und hochfeine Papiere

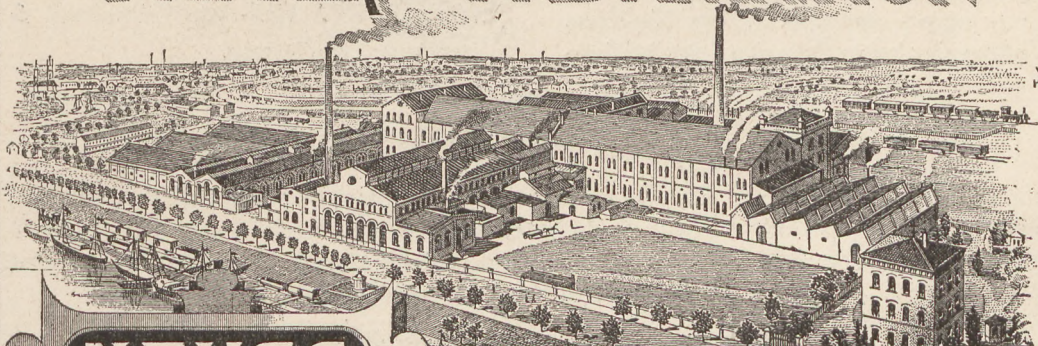
von zuverlässigster Druckfähigkeit

für

alle graphischen Zwecke.



Rheinische Actien- Gesellschaft für PAPIER-FABRIKATION



NEUSS

AM RHEIN

empfeht ihre Spezialitäten:
hochfeine Post-, Hanf-, Bücher- und Druckpapiere,
ferner: Vegetabilisches Pergamentpapier.

Meisenbach Riffarth & Co.



Wir empfehlen für:

Buchdruck: Autotypien und Zinkographien nach jeder Art von Vorlagen. Unsere Methode der

Chromotypie ermöglicht es, in 3 bis 5 Farben geeignete Originale in künstlerischer Vollendung durch den Buchdruck wiederzugeben.

Kupferdruck: Photogravüre, auch Heliogravüre, Kupfertiefätzung etc. genannt, Lieferung von Druckplatten und von ganzen Auflagen. Dieses Verfahren, allgemein als die edelste aller Reproduktions-

arten anerkannt, eignet sich besonders zur Ausstattung vornehmer Prachtwerke mit Vollbildern, Titelkupfern etc.

Steindruck: Photolithographie, photographische Übertragung auf Stein für Schwarzdruck und Buntdruck. Künstlerisch vollendete Wiedergabe bunter Originale jeder Art.

Lichtdruck: Matt- und Glanzdruck in tadelloser Ausführung.

Für die gesamte graphische Herstellung

sind Zeichnungs-Ateliers mit künstlerisch und technisch geschulten Arbeitskräften vorhanden, welche Skizzen und Entwürfe liefern und ungeeignete Zeichnungen schnell und billig in jede gewünschte Technik umzeichnen. Wir übernehmen die Illustration ganzer Werke und sind gern bereit, die Adressen tüchtiger Illustratoren nachzuweisen.

Proben und Kostenanschläge bereitwilligst!